Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Wessen Schuld?

Wessen Schuld?

Roman

von

O. Elster.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

Erstes Capitel.

„Nun, mein Fräulein," sprach eines Mittags der Gerichtsschreiber Vollmer, als er von seinem Bureau kam, in höhnischem Tone zu seiner Tochter Margarethe, „hat man eine Beschäftigung gefunden, mit der man Geld verdienen kann, so daß man seiner Familie nicht mehr zur Last liegt? Wie?"

Gretchen Vollmer schlug die dunkelbraunen Augen nieder, daß die langen Wimpern einen tiefen Schatten auf die lieblichen Wangen warfen, erröthete bis zu den Wurzeln ihres herrlichen goldblonden Haares und antwortete leise und schüchtern: „Nein, Vater, noch nicht!"

„Konnte es mir schon denken," schalt Vollmer. „Stets dieselbe Antwort. Aber ich versichere Dich, wenn Du binnen acht Tagen keine Stelle gefunden hast, die Dich ernährt und mit deren Verdienst Du mir Deinen Unterhalt bezahlen kannst, so jage ich Dich aus dem Hause! Merke Dir das. In meinem Hause wird nicht gefaullenzt."

„Du weißt, Vater," wagte Margarethe einzuwenden, „daß

Herr von Ellern es nicht wünscht, wenn ich wieder in eine Stelle gehe; er sagt —"

„Es ist mir ganz gleichgiltig," brauste Vollmer auf, „was Herr von Ellern wünscht."

„Du hast ihm aber doch versprochen, so lange für mich zu sorgen, bis er in die Lage kommt —"

„Dummes Zeug!" unterbrach sie ihr Vater. „Er will Dich heirathen, hat er gesagt, wenn es ihm die Verhältnisse einst erlauben. Wer weiß wie lange das noch dauert. Sein gestrenger Herr Vater giebt es nie zu, das weiß ich. Und ich werde unterdeß arm. So geh' doch hin zu Deinem Schatz und laß ihn für Dich Kostgeld bezahlen; er kann es!"

„Aber, Vater!"

„Du willst noch die Zimperliche spielen? Ich sage Dir, ich ernähre Dich nicht mehr umsonst! Das ist mein letztes Wort."

Wüthend stampfte Vollmer zum Zimmer hinaus in die Küche, in der seine Gattin, umgeben von zwei Buben im Alter von 8—9 Jahren und einem Mädchen von 6 Jahren, das Mittagsmahl bereitete. Frau Adelheid Vollmer, die zweite Frau des Gerichtsschreibers, war eine schlanke — unhöfliche Leute behaupteten: hagere — Person mit langen Armen, großen Händen und Füßen und einem spitzigen Gesicht, aus dem zwei grünliche Augen hinterlistig, falsch und boshaft hervorsahen. Ihr aschfarbenes Haar hing in wirren Strähnen um den eckigen Kopf; eine außerordentlich unsaubere Haube

schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das linke Ohr der Dame zu bedecken; die Bänder der Haube flatterten gleich zwei langen Schlangen um die hageren Schultern, von denen ein von Alter und Fett glänzendes schwarzes Kleid herabschlotterte. Denke man sich diese Erscheinung beseelt von Zanksucht und Neid, ausgestattet mit einer kreischenden Stimme, so wird man mir zugestehen, daß die Frau Gerichtsschreiber gerade nicht zu den angenehmsten Vertreterinnen ihres Geschlechtes zu zählen war.

Die würdige Dame hantierte in geräuschvoller Thätigkeit mit Tellern, Töpfen, Kasserollen und anderem häuslichen Geräth; schalt zuweilen auf ihren Gatten, der sich wieder einmal verspäte, gab zur Abwechselung einem ihrer Kinder einen derben Puff oder Schlag mit dem Kochlöffel, um sich dann wieder ganz ihren haushälterischen Pflichten hinzugeben.

Die Kinder hatten sich verschüchtert in eine Ecke der Küche zurückgezogen und kauten an einer Rübe, welche sie aus dem Gemüsekorbe stibizt hatten.

Das Feuer brodelte lustig im Herde und aus dem Töpfen stieg gerade ein angenehmer Duft von geschmortem Rindfleisch und gebratenen Kartoffeln empor, als der Gerichtsschreiber noch ganz erregt von dem Gespräch mit seiner Tochter in die Küche trat.

Doch seine Zornesfalten glätteten sich beim Anblick seiner Gattin, vielleicht auch in Folge des angenehmen kräftigen Bratenduftes.

Er wollte den Arm zärtlich um die Schultern der Frau Adelheid legen, aber diese stieß ihn ziemlich unsanft zurück und kreischte:

„Wo bleibst Du denn so lange? Der Registrator Pollmann ist schon gut vor einer Viertelstunde vorübergegangen! Du hast wahrscheinlich wieder einen Frühschoppen getrunken.“

„Behüte Gott, liebe Adelheid,“ sprach der Gatte, und so rauh und wüthend seine Worte der Tochter gegenüber gewesen waren, so sanft und schmeichelnd war seine Rede jetzt. „Wo werde ich denn einen Frühschoppen trinken! Ich habe nur vorhin mit Margarethe ein Wörtchen gesprochen . . .“

„Und ihr hoffentlich gesagt, daß es so nicht weiter gehen kann!“ unterbrach Frau Adelheid ihren Gatten. „Ich dulde das Mädchen nicht mehr im Hanse. Sie ist groß genug, sich selbst ernähren zu können. Ich habe auch stets eine Stelle gehabt, ehe ich Dich heirathete. Es ist eine Schande, daß ein so großes Mädchen seinen Eltern noch zur Last liegt.“

„Herr von Ellern“ — wollte der Gemahl einwerfen, aber der Redestrom seiner Gattin brauste weiter ohne sich unterbrechen zu lassen.

Herr von Ellern, meinte Frau Adelheid, sei ihr auch der Rechte. Sie traue diesem Herrn von Ellern durchaus nicht. Wenn dieser Herr von Ellern reelle Absichten habe, so solle er seinen Abschied vom Militär nehmen und die Margarethe heirathen. So aber verstecke er sich hinter seinen

Vater, der dies nicht zugeben wolle. Oder er solle doch wenigstens Margarethen eine gute Stelle verschaffen, als Gesellschafterin oder als Gouvernante, oder solle Kostgeld für sie bezahlen und sie nicht einer armen Familie mit drei unerwachsenen Kindern zur Last fallen lassen.

Die Fleischbrühe im Topf schäumte über und Frau Adelheid war gezwungen ihre Rede zu unterbrechen.

Diese Gelegenheit benutzte Vollmer und wagte zu bemerken, daß er das Alles seiner Tochter schon gesagt habe.

„Wenn es nicht hilft,“ schloß er seine Rede, „dann werde ich mit Herrn von Ellern selbst ein ernstes Wort sprechen.“

Majestätisch stemmte er die linke Hand in die Seite, während sich die rechte in die Brustöffnung seiner Weste versenkte.

Frau Adelheid lächelte spöttisch; sie schien kein großes Vertrauen zu dem Muth ihres Gemahls zu haben. Sie begnügte sich aber dieses Mal damit, nur durch ein kurzes Lachen ihren Zweifel auszudrücken. Die Zurichtung des Mittagmahls nahm ihre Thätigkeit ganz in Anspruch und bald dampften die Schüsseln auf dem Tisch.

Wohlgefällig übersah der Hausherr seine Familie, die hagere Frau, seine Sprößlinge, ein seltsames Gemisch von frechen Gassenjungen und verprügelten Kindern, ohne Notiz davon zu nehmen, daß seine älteste Tochter Margarethe nicht

zu Tisch erschienen war. Frau Adelheid hatte es auch nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihre Stieftochter zu benachrichtigen, daß das Mittagessen bereit sei.

Während die Familie Vollmer in den Genüssen des Essens schwelgte, saß Gretchen in ihrem Kämmerchen unter dem Dach des Hauses und weinte bittere Thränen.

Das Zimmer war einfach, ja ärmlich eingerichtet. Die Wände bedeckte nur ein weißer Anstrich; ein schmales Bettchen mit ärmlichen Kissen und Decken, ein roher Tisch, zwei Holzstühle, eine alte Kommode und ein wurmstichiger Schrank, dessen Schloß schon seit undenklichen Zeiten verdorben war, ein blinder Spiegel, der das liebliche Antlitz der Bewohnerin dieses Raumes als Zerrbild zurückgab — das war das Meublement des Gemaches, in dem Gretchen Vollmer ihre Tage und Nächte zubringen mußte.

Gretchen hätte sich ja nicht beklagt über diese einfache Wohnung, — obschon ihr Vater sich durchaus nicht in so mißlichen Vermögensumständen befand, um eine solche Einrichtung zu rechtfertigen — wenn die Behandlung seitens der Eltern nur eine menschenwürdigere gewesen wäre. Sie hätte dem kleinen Raum schon nach und nach ein freundlicheres Aussehen geben wollen; ihre Hände waren so geschickt in der Anfertigung zierlicher Stickereien und Häkelarbeiten! Aber Alles was sie arbeitete mußte sie ihrer Stiefmutter abliefern, welche es verkaufte und das Geld zu Haushaltungszwecken und zum Besten der eigenen Kinder verwendete Aber auch damit wäre das junge Mäd-

chen zufrieden gewesen, wenn sie sich dadurch ein ruhiges, stilles Leben verschafft hätte. Doch die Stiefmutter und durch diese aufgereizt der Vater, erkannten die Arbeit Gretchens nicht an. Stets verlangten sie mehr, und schalten und lärmten, wenn eine Arbeit Gretchens sich schwer verkaufte. Sie sollte aus dem Hause, nicht länger ihrer Familie zur Last fallen, das war der Refrain aller Reden ihrer Eltern.

Sie wäre ja so gern in ein Geschäft als Arbeiterin oder als Verkäuferin gegangen, so böse Erfahrungen sie früher auch schon in einer derartigen Stellung gemacht hatte, die sie, beleidigt durch entehrende Anerbietungen des Principals, verlassen mußte; aber sie hatte es Herrn von Ellern versprechen müssen, nicht wieder eine solche Stelle anzunehmen ruhig in ihrer Familie zu bleiben, bis er sie heimholen könne. Sie hoffte auch stets noch, durch ihrer Hände Arbeit den Geiz ihrer Eltern befriedigen zu können, aber heute hatte sie eingesehen, daß ihres Bleibens nicht mehr sei in dem elterlichen Hause.

O wie weh, wie unsäglich weh war ihr um's Herz. Der Geliebte konnte nicht ahnen, welcher Behandlung sie in ihrem Hause ausgesetzt war. Sie hatte sich stets geschämt es ihm zu gestehen, hatte ihm stets ein fröhliches Antlitz gezeigt, wenn er gekommen, aber jetzt — jetzt fühlte sie sich nicht mehr stark genug, all das Leid ihm zu verbergen. Am Morgen hatte die Stiefmutter sie geschlagen, am Mittag der Vater ihr rohe Vorwürfe gemacht, ihr gedroht, sie aus dem

Hause zu jagen — sie konnte die Schande, die Schmach nicht mehr ertragen!

Entschlossen richtete sie sich empor, trocknete ihre Thränen, setzte ihr Hütchen auf, warf den Mantel um die vollen runden Schultern und schlüpfte die Treppe hinunter, vorbei an der Thür durch welche der kräftige Bratenduft hervordrang, gelangte unbemerkt aus der Hausthür und eilte leichten Schrittes die Straße hinab. Der eine Gedanke nur lebte in ihr: Zu ihm, dem Geliebten! Ihm wollte sie all ihr Leid klagen und ihn bitten, sie fortzunehmen aus dem elterlichen Hause, welches ihr zur Hölle geworden war.

Eberhard von Ellern war ein junger Offizier des in der Stadt garnisonirenden Dragoner-Regiments.

Ein halbes Jahr mochte es sein, daß Gretchen den jungen lebenslustigen Offizier kennen gelernt hatte. Sie war auf einem Spaziergange vor dem Thor der Stadt begriffen gewesen, als plötzlich die Straße entlang ein Reiter in voller Carrière dahergesprengt kam. Sie sah, wie sich der Offizier, denn ein solcher war der Reiter, vergebens bemühte, das durchgehende Pferd zu bändigen. Das rasende Thier nahm gerade seinen Lauf auf sie zu; sie suchte sich hinter einem Baum in Sicherheit zu bringen, aber ehe sie den schützenden Platz erreichen konnte, fühlte sie sich zu Boden geschleudert, ihr Haupt traf auf einen scharfen Stein, sie verlor die Besinnung.

Als sie erwachte, kniete neben ihr der Offizier und

kühlte ihre blutende Stirn; das Pferd stand in Schweiß gebadet angebunden an einen nahen Baum.

Der Offizier unterstützte sie beim Aufstehen, erkundigte sich theilnehmend nach ihrer Verwundung und bat sie um Verzeihung; er habe das Pferd nicht mehr in seiner Gewalt gehabt. Dann hatte er sie zur Stadt zurückgeleitet und es sich nicht nehmen lassen, in eigener Person sie ihrer Familie wieder zuzuführen.

Die Eltern hatten sich sehr zuvorkommend und höflich gegen den jungen, allgemein als reich bekannten Offizier gezeigt; der Gerichtsschreiber und Frau Adelheid konnten nicht anders als kriechend höflich gegen Höherstehende sein, und so war es gekommen, daß Herr von Ellern fast täglich erschienen um sich nach dem Befinden des jungen Mädchens erkundigen.

Das ritterlich vornehme Wesen, die edle, tüchtige Gesinnung des jungen Mannes, das frische, kräftige Aeußere seiner Gestalt, das Alles hatte tiefen Eindruck auf das Herz Gretchens gemacht, und als er sie eines Abends gefragt, ob sie ihn lieben könne, ob sie sein Weib werden wolle, da war sie hocherröthend an seine Brust gesunken. Doch rasch hatte sie sich wieder seinem Kuß entzogen; der Gedanke an die Ungleichheit der Lebensstellung Beider flog durch ihre Seele.

Eberhard hatte sie beruhigt: sein Vater sei reich und unabhängig, wenn er auch jetzt seine Zustimmung zu der Verbindung nicht geben könne, so werde er es doch in einigen

Jahren thun, an welchem Zeitpunkt er, Eberhard, ohnehin den Militärdienst quittiren müsse, um die Bewirthschafftung des väterlichen Gutes zu übernehmen. Dann sei er frei in seinem Handeln und auch der Vater würde keine Einwendungen mehr gegen seines Sohnes Glück zu machen haben. So lange solle sie ruhig in ihrem elterlichen Hause leben; er werde selbst mit ihrem Vater sprechen, da er diesem gegenüber Gretchen nicht dem Verdachte eines unerlaubten heimlichen Verhältnisses aussetzen wolle.

Und Eberhard hatte mit Gretchens Vater gesprochen. Der Gerichtsschreiber hatte sich natürlich sehr geehrt gefühlt und hatte sich gern auf die Bedingung eingelassen, das Verhältniß vor der Hand geheim zu halten und seiner Tochter in seinem Hause eine Heimath zu bieten. Im Geheimen war auch der Gedanke in ihm wach geworden, der reiche Schwiegersohn könne ihm manche pecuniäre Vortheile bringen.

Weniger zufrieden war Frau Adelheid gewesen. Sie gönnte ihrer Stieftochter das Glück nicht und wußte ihren Gatten immer mehr gegen das unglückliche Mädchen aufzureizen; Vollmer lieh der Einflüsterung der Frau Adelheid um so eher ein williges Ohr, als die erwarteten pecuniären Vortheile ausblieben. Denn Eberhard in seiner Harmlosigkeit ließ es sich nicht träumen, daß der Vater Gretchens auf sein Geld speculire, um so weniger als der Tochter Zartgefühl jedes

Anzeichen geschickt zu verbergen wußte, welches den habgierigen Charakter des Vaters offenbaren konnte.

Erst seit der Verheirathung mit Adelheid hatte sich der Charakter Vollmers so sehr nach der schlechten Seite hin verändert. Als Gretchens Mutter noch gelebt, war der kleine corpulente Mann ein harmlos fröhlicher Gesellschafter gewesen, hatte des Abends mit seinen Collegen ein Glas Bier getrunken, gekegelt, ja war sogar öfter mit einem kleinen Rausch nach Haus gekommen. Das kleine blondlockige Gretchen war sein Stolz gewesen; er hatte seine Tochter die besten Schulen besuchen lassen, so daß sie eine Ausbildung genossen, welche sie eigentlich über ihren Stand emporhob.

Als Gretchen zehn Jahre alt geworden war, starb die treue heißgeliebte Mutter und mit ihr schien der gute Geist aus dem Hause Vollmers gewichen zu sein. Er lernte bald nach dem Tode seiner ersten Gattin Adelheid kennen, welche damals Erzieherin oder wohl richtiger Bonne der Kinder einer vornehmen Familie gewesen, und Adelheids Bildung und Vornehmheit nahm das Herz des Gerichtsschreibers so gefangen, daß er sich nach Verlauf des Trauerjahres zu einer neuen Heirath entschloß.

Im Anfang ging auch Alles recht gut. Denn Adelheid, froh, aus dem jungfräulichen Stande erlöst zu sein, dem sie schon auf immer anzugehören Gefahr lief, zeigte sich dankbar gegen ihren Gatten und liebevoll gegen ihre Stieftochter. Als aber eigene Kinder ankamen, ward der Charakter der Frau

immer unangenehmer. Sie wußte sich die Herrschaft im Hause bald vollständig anzueignen; sie duldete keine Verschwendung mehr, wie sie das Biertrinken und Kegelschieben ihres Mannes nannte, sie fürchtete, daß das Erbtheil ihrer Kinder durch Gretchen geschmälert werde, und wußte es einzurichten, daß ihre Stieftochter, welche sich zur Lehrerin hatte ausbilden wollen, aus der Pension genommen und in einem Weißwaarengeschäft als Verkäuferin placirt wurde. Als dann Gretchen diese Stelle wegen des schon früher angeführten Grundes verließ, suchte die Stiefmutter auf alle mögliche Weise ihr den Aufenthalt im väterlichen Hause zu verleiden, und hatte es jetzt in der That so weit gebracht, daß das junge Mädchen verzweiflungsvoll dem Hause, welches ihr eine Heimath hätte sein sollen, entfloh.

Ohne sich umzusehen eilte Gretchen durch die um Mittag wenig belebten Straßen ihrer Heimathstadt. Heiß brannte die Julisonne auf das Pflaster nieder; die wenigen Spaziergänger suchten den Schatten der Häuser; jener bekannte Dunst, welchen das Asphaltflaster der Trottoirs erzeugt, lagerte schwer in den engen Straßen. Die Jalousieen der Fenster waren meistentheils herabgelassen, die Kaufläden und Magazine hatten schützende Leinwanddächer vor ihren Schaufenstern ausgespannt und die Thüren geschlossen, um der schwülen Sommerluft den Eintritt zu wehren.

Die Einsamkeit der Straßen war Gretchen sehr angenehm. Scheu blickte sie sich öfter um, ob auch kein Bekannter ihr

begegnete. Sie fürchtete, man würde den gefaßten Entschluß auf ihrem Gesichte lesen können.

Sie kannte die Wohnung Eberhards, obwohl sie dieselbe noch nie betreten hatte. Diese lag in einem eleganten Theile der Stadt, in dem sich wenig Läden befanden, so daß die Straßen hier noch stiller waren als in dem Mittelpunkt des Geschäftsverkehrs.

Jetzt lag das große Gebäude, in dem sich des Offiziers Wohnung befand, vor ihr. Flüchtigen Schrittes eilte sie die breiten Treppen hinauf, klopfenden Herzens zog sie mit zitternder Hand die Schelle, neben der auf einem Porzellanschild der Name des jungen Mannes stand, und sah sich im nächsten Augenblick dem ihr wohl bekannten Diener Eberhards gegenüber.

Mit erstaunten Augen betrachtete der ehrliche Bursche das zitternde junge Mädchen.

„Ist Herr von Ellern zu Haus?" fragte Gretchen mit halberstickter Stimme.

„Nein, Fräulein," erwiderte der Diener. „Der Herr Lieutenant ist beim Mittagessen im Casino. Aber wollen Fräulein nicht eintreten? Ich kann ja den Herrn Lieutenant rasch rufen."

„Ach ja, bitte thun Sie das!" sagte Gretchen, indem sie der Einladung des Burschen folgte.

Dieser öffnete das Zimmer seines Herrn und verschwand dann mit den Worten: „In einer Viertelstunde bin ich wieder hier, Fräulein!"

Es war ein großes elegant ausgestattetes Gemach, in dem sich Gretchen befand. Ein schwerer Teppich bedeckte den Boden; dunkle Gardinen, deren Farbe mit den Bezügen des Sophas und der Fauteuils harmonirte, verhüllten die Fenster und ließen das helle Sonnenlicht nur gedämpft in das Zimmer dringen. An den Wänden hingen einige geschmackvolle Oelgemälde, dazwischen Jagdcostüme und Waffen. Ueber dem großen mit Papieren und Büchern mancher Art bedeckten Schreibtisch befand sich eine große Photographie Gretchens, während eine andere in elegantem Rahmen auf dem Tische selbst stand.

Als das junge Mädchen eingetreten, erhob sich von dem Fuchsfell vor dem Schreibtisch ein kleines, weißes, zottiges Hündchen und begrüßte schweifwedelnd das ihm bekannte Gretchen.

Ein Lächeln flog über des Mädchens Antlitz; sie nahm das niedliche Thierchen auf den Arm, streichelte sein weiches Haar und flüsterte schmeichelnd: „Fify! Lieber guter Fify!“

Das Hündchen leckte ihre kleine Hand.

Ihre Befangenheit schwand; sie setzte sich auf einen Sessel und fuhr fort mit dem Thierchen zu spielen, das es sich's auf ihrem Schooße bequem machte.

Ruhe und Frieden zog in ihr geängstigtes Herz. Hier fühlte sie sich sicher vor der Noth und dem Unbill des Lebens, die Liebe, die Treue beschützte sie.

Das Offizier-Casino des Dragoner-Regiments befand

sich nicht weit von der Wohnung Eberhards. Zur Feier des Geburtstages eines Kameraden hatte man eine Bowle gemacht und das gesammte junge Offiziercorps saß in heiterer Stimmung um die festlich geschmückte Tafel.

Da saß vor Allem als Präsident am oberen Ende des Tisches ein etwas ältlicher unverheiratheter Rittmeister. Seine jovialen, feuchtschimmernden Aeuglein blickten lustig hinweg über die gerundeten glänzenden Wangen und den keck emporgedrehten Schnurrbart. Wenn der Rittmeister lachte — und er brach oft in ein lustiges lautes Gelächter aus — so gerieth das Bäuchlein, das jetzt so gemüthlich aus der aufgeknöpften Uniform hervorsah, in heftige Bewegung und ein krampfhafter Husten schien dem Leben des kleinen Mannes Gefahr zu drohen. Uebrigens verwaltete er das Amt eines Tischpräsidenten mit unnachahmlicher Würde und strafte jedes Vergehen gegen die Tafelordnung mit weiser Strenge dadurch, daß er den betreffenden Sünder zu einer Flasche Burgunder oder, wenn es ein sehr schweres Vergehen war, zu einer Flasche „Veuve Cliquot“ oder gar „Monopol Heidsick“ verdammte.

Dem würdigen Präsidenten zur Seite hatte ein unverheiratheter Major, der nur ausnahmsweise bei Gelegenheitsfesten am Offiziertisch Theil nahm, Platz genommen. Seine stattliche Figur, sein scharfmarkirtes Gesicht mit den blitzenden Augen und der großen Habichtsnase erinnerten an das Portrait eines berühmten Reitergenerals, dessen

Namen der Herr Major auch trug. Dieser berühmte Name sei es auch, behaupteten einige boshafte Lieutenants, denen bekanntlich nichts heilig ist, welcher den Herrn Major noch bei dem Militär festhalte; ohne denselben und den Ruhm seines Großvaters wäre der Herr Major wohl schon längst wegen seiner unüberwindlichen Neigung zum Spiel, für Wein und Weiber zur Disposition gestellt.

Außer diesen beiden wichtigen Persönlichkeiten sind noch erwähnenswerth ein elegischer Premier-Lieutenant, der seit Jahren auf den zweiten Stern in seinen Epauletten wartet, und der Regiments-Adjutant, ein hagerer, rothnasiger Offizier, der mit ungeheuerer Wichtigkeit den jüngsten Offizieren dienstliche Verhältnisse auseinandersetzte, bei welcher Thätigkeit er jedoch das Trinken durchaus nicht vergaß. Beides, die Gelehrsamkeit in dienstlicher Beziehung, als auch der unstillbare Durst, imponirte den jugendlichen Marssöhnen gewaltig und sie betrachteten dieses ausführende Organ des Herrn Commandeurs mit scheuer Ehrfucht.

Es ist äußerst schwierig, ich sehe es ein, neben diesen Personen von so erdrückendem Interesse einige Aufmerksamkeit dem Helden dieser Erzählung, Eberhard von Ellern, zu schenken, doch ist es unumgänglich nothwendig, und so will ich mich denn so kurz als möglich fassen.

Eberhard mochte vielleicht 28 Jahre alt sein. Seine nicht sehr hohe Gestalt zeigte das schönste Ebenmaß in allen ihren Verhältnissen; sein Antlitz war männlich schön; in seinem

blaugrauen Auge strahlte jugendlicher Idealismus, göttlicher Leichtsinn und edle Begeisterung, Eigenschaften, welche auch hauptsächlich die Grundzüge des Charakters Eberhards bildeten. Sein Idealismus war nur zu sehr geneigt, die realen Verhältnisse zu übersehen; sein Leichtsinn ließ ihn sich in Unternehmungen stürzen, welche wenig mit der spießbürgerlichen Vernunft gemein hatten; aber sein Edelmuth, seine ehrenhafte Gesinnung bewahrten ihn davor, daß diese Streiche seines jugendlichen Leichtsinns in Laster oder gar Schlechtigkeiten ausarteten. Er war der Liebling der Damen wegen seiner geselligen Talente und erwarb sich die Achtung seiner Kameraden durch die tiefe Bildung, welche er sich im Laufe der Jahre anzueignen gewußt hatte. Als Sohn des reichen Baron von Ellern auf Ellernbruch konnte er sich manche Extravaganzen erlauben, und man erzählte sich, daß er in den ersten Jahren seines Offizierslebens den väterlichen Geldbeutel tüchtig in Anspruch genommen habe.

Seit er Gretchen Vollmer kennen gelernt, war sein in toller Jugendlust oft überschäumendes Wesen stiller und weicher geworden. Oft saß er wie im Traum verloren da, er sann und dachte darüber nach, wie er Gretchen zu der Seinen machen könne. Kein unedler Gedanke stieg dabei in ihm auf; zu gut dünkte ihm die Geliebte, als daß sie das Opfer einer niedrigen Leidenschaft werden sollte, und zu tief war seine Liebe zu dem Mädchen, als daß er das Vertrauen und die Neigung ihres unerfahrenen Herzens hätte mißbrauchen können.

So saß er auch heute wieder schweigend im Kreise der Kameraden und hörte mit halblächelndem Munde dem Geplauder derselben zu, das sich in höchst geistreicher Weise um die beliebten Themata, Hunde, Pferde und Weiber bewegte. Der Major mit dem berühmten Namen hatte schon merkliche Zeichen von Ungeduld gegeben und der rothnasige Adjutant befahl soeben einer Ordonnanz, die Karten zu bringen und den Spieltisch zu bereiten, als eine zweite Ordonnanz auf Eberhard zutrat und diesem meldete, daß sein Diener ihn zu sprechen wünsche.

Eberhard ging hinaus und hörte mit Erstaunen die Botschaft des Burschen. Rasch nahm er Mütze und Säbel und eilte seiner Wohnung zu.

Als er die Thür seines Zimmers öffnete, sprang Gretchen hocherröthend von ihrem Sitze empor, als wollte sie ihm entgegeneilen; dann blieb sie mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen vor ihm stehen.

„Was ist vorgefallen, mein liebes Gretchen?" rief Eberhard, ihre zitternden Hände erfassend und die bebende Gestalt an seine Brust ziehend. Doch statt aller Antwort schlang Gretchen plötzlich die Arme um seinen Nacken und schluchzte heftig.

Eberhard führte das aufgeregte Mädchen zu dem Sopha und hier erfuhr er denn endlich Alles. Gretchen schüttete ihm ihr ganzes Herz aus, klagte ihm all ihr Leid, das sie

so lange allein getragen, aus Scham, vor den Augen des Geliebten ihre unseligen Familienverhältnisse zu enthüllen.

„Ich will fort von hier, Eberhard," sprach sie schließlich. „Ich kann die entwürdigende Behandlung nicht mehr ertragen. Ich werde mir in einer anderen Stadt eine Stellung suchen, ich habe ja Gott Lob so Mancherlei gelernt, daß ich mir meinen Lebensunterhalt selbst verdienen kann."

Unmuthig, auf's Höchste erregt ging der junge Offizier im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich wieder neben sie, zog sie in seine Arme und suchte sie zu trösten.

„Ich werde an meinen Vater schreiben," sagte er. „Ich will ihn um die Erlaubniß bitten, meinen Abschied nehmen zu dürfen, und dann, mein liebes Gretchen, wirst Du mein süßes, geliebtes Weib."

Sie lächelte erröthend unter Thränen zu ihm auf.

„Aber bis die Antwort meines Vaters eintrifft," fuhr er fort, „darfst Du Deinen Entschluß, von hier fort zu gehen, nicht ausführen. Ich werde Dir bei ruhigen anständigen Leuten eine Wohnung miethen. Dort kannst Du abwarten, was geschieht. Deine zierlichen Stickereien und Arbeiten geben Dir Beschäftigung genug, und, mein liebes Gretchen, ich freue mich jetzt meines Reichthums, ich kann Dir helfen . . ."

„Ich will gern so lange hier bleiben, bis die Antwort Deines Vaters eintrifft. Aber Du mußt mir versprechen, Alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken könnte, als

unterstütztest Du mich. Kann ich erst vor der Oeffentlichkeit als Deine Braut erscheinen, dann will ich Dir gern Alles verdanken, aber jetzt —"

Sie schwieg hocherröthend und auch Eberhard blickte stumm zu Boden. Er fühlte, daß Gretchen recht handelte, seine Unterstützung zurückzuweisen, und doch war er unmuthig und ärgerlich, daß er nicht frei in seiner Handlungsweise sein durfte.

„Bist Du mir böse, Eberhard?" flüsterte Gretchen, indem sie den weißen Arm um seine Schultern legte. „Sieh', ich darf nicht anders handeln. Was würden die Leute sagen! Sie würden den gehässigsten Verdacht auf uns werfen und das kannst Du selbst doch nicht wollen. Ich habe Dich so lieb!"

Wie im Traum hielten sich die Liebenden umschlungen und vergaßen Welt und Leben!

Zweites Capitel.

Weit draußen vor dem Thore, in der Vorstadt, lag ein kleines wein- und rosenumranktes Häuschen. Dasselbe, früher von einem Gärtner bewohnt, war nur ein Stockwerk hoch; einige Stufen führten zu der Hausthür hinauf, welche eine Gaisblattlaube überschattete und an deren beiden Seiten sich zwei Fenster, durch grüne Jalousien verschließbar, befanden. Umgeben war das Häuschen durch einen gut gepflegten Blumengarten; zwei mächtige Kastanienbäume bedeckten mit ihren Zweigen fast das ganze Dach, auf dem eine Schaar weißer Tauben girrte. Auf den Stufen der Treppe lag in dem warmen Sonnenschein ein riesiger, zottiger Hund mit der Mähne eines Löwen; ein kleines Hündchen, in dem man leicht den niedlichen „Fify" wiedererkennen wird, zerrte in muthwilligem Spiel an den langen Haaren seines gutmüthigen Genossen.

Weite Gärten trennten das Haus von den Nachbargehöften und Wohnungen, so daß friedliche Stille, träumerische Ruhe über der kleinen Besitzung lagerte. Hinter dem

Garten erhoben sich steil ansteigende Höhen, von herrlichen Buchenwaldungen gekrönt, somit dem lieblichen, idyllischen Landschaftsgemälde einen trefflichen Abschluß gebend. Und über dem Bilde wölbte sich der wolkenlose Himmel des Herbstmonats September. Leicht verschleiert schien die Sonne, einzelne silberne Fäden führte der leichte Wind mit sich und legte sie mitleidig auf die Wunden, welche die Sense des Schnitters, die Scheere und das Messer des Gärtners der alten Mutter Erde geschlagen. Der Rosen Blätter fielen welk nieder oder wurden fortgetragen durch die Luft in die blaue Ferne; die Trauben des Weins färbten sich gelb und dunkelroth; die Aepfel, Birnen und die anderen Früchte zeigten schon die dunklen Farben der Reife und das Laub der Bäume ward übergossen von den prächtigen Reflexen des scheidenden Sommers.

An einem der geöffneten Fenster des Häuschens, umrahmt von den dunkelglühenden Trauben und den röthlich sich färbenden zackigen Weinblättern, saß, mit einer zierlichen Handarbeit beschäftigt, eine liebliche junge Frau. Ihr dunkelbraunes Auge erhob sich oft von der Arbeit und schaute forschend die Straße entlang. Ueber ihr reiches blondes Haar huschten die Sonnenstrahlen und umgaben das etwas bleiche, aber unendlich liebreizende Gesichtchen mit goldenem Glanze.

Wiederum hatte sie aufmerksam die Straße entlang ge-

sehen und gelauscht; ein leises Roth überflog ihre Wangen und ihre Augen blitzten freudig auf.

Auf der Straße erklangen die Hufschläge eines trabenden Pferdes und im nächsten Augenblicke bog ein Reiter, ein junger schlanker Dragoneroffizier, um die Ecke des Weges, welcher auf das einsame Häuschen zuführte.

Die junge Frau verschwand vom Fenster und trat freudig erregt vor die Hausthür; die Hunde sprangen munter bellend am Gartengitter empor, vor dem sich soeben der Reiter vom Pferde schwang. Die Zügel warf er dem nachfolgenden Diener zu und eilte dann auf die junge Frau zu, welche er innig in seine Arme schloß.

„Du kommst heute so spät, mein Eberhard!" flüsterte diese, hold erröthend zu ihm aufsehend.

„Verzeih' mir, Geliebte," erwiderte der junge Offizier, „der Dienst hielt mich zurück. Aber jetzt bin ich für drei Tage frei, ich habe Urlaub genommen und bleibe die ganze Zeit bei Dir!"

Arm in Arm trat das Paar in das Häuschen, während der Diener mit den beiden Pferden seines Herrn in die Stadt zurückkehrte.

Eberhard hatte sein Wort gehalten und an seinen Vater geschrieben; doch dieser hatte mit vollständiger Enterbung und Verstoßung gedroht, wenn sich sein Sohn zu diesem Schritt verleiten ließe.

„Nach meinem Tode", so schrieb der alte Herr von Ellern, „bist Du Herr über Dein Thun und Treiben. Aber so lange ich lebe, verlange ich Gehorsam gegen mich und Respectirung meiner väterlichen Autorität. Ich will dem jungen Mädchen, das Du zu lieben vorgiebst, nichts Schlechtes nachsagen, ich halte Dich für klug genug, als daß Du Dich betrügen ließest, aber ich kann Dir nur rathen ein Verhältniß nicht ernst aufzufassen, welches Dich um Deine Stellung in der Gesellschaft und im Staate bringen kann."

Gretchen hatte durch Zufall diesen Brief gelesen; sie duldete nicht, daß Eberhard im hartnäckigen Trotz seine Stellung aufgab, und als er fast weinend vor ihr auf's Knie sank, ihr gestehend, daß er sie nicht verlieren könne, da hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und ihm leise in's Ohr geflüstert:

„Du sollst mich nicht verlieren. Ich bleibe bei Dir; ich vertraue Deinem Wort, mich nicht zu verlassen."

Jauchzend hatte er die Hocherröthende in die Arme geschlossen und nicht daran gedacht, welches Opfer sie ihm bot.

„Ich will Dich halten wie mein Weib, Geliebte," hatte er gesprochen. „Keine Macht der Erde soll mich jemals von Dir trennen! Meine Ehre setze ich zum Pfande."

Und dann hatte Eberhard das verborgene Häuschen in der Vorstadt gemiethet, es ausgestattet mit allem Comfort und still und friedlich lebte hier in tiefster Verborgenheit

Gretchen, bedient von einer älteren Magd, welche auch des Mädchens Handarbeiten zum Verkauf in die Stadt brachte.

Ihre Familie bekümmerte sich nicht im Geringsten um die Entflohene.

„Es ist gut, daß sie fort ist,“ meinte Frau Adelheid. „Ihr Baron kann sie besser unterhalten, als wir armen Leute.“

Wollte in dem Gewissen des Gerichtsschreibers einmal ein leiser Vorwurf aufsteigen, so ward er rasch durch die kreischende Stimme seiner liebenden Gattin zum Schweigen gebracht unter Hinweis darauf, ob sie vielleicht nicht genug an den drei unerwachsenen Kindern hätten. Die Bekannten der Familie fragten wohl nach Gretchen, doch wurde ihnen gesagt, daß sie in einer fremden Stadt eine Stellung in einem Geschäft angenommen. Wahre Freunde oder Freundinnen hatte Gretchen nicht unter ihnen und so gaben sich die guten Leute bald zufrieden; hatte doch ein Jedes genug mit den eigenen Sorgen und Mühen zu thun.

Gretchen schien nach einigen Wochen vergessen. Draußen in der Vorstadt kannte sie Niemand. Die armen Leute, kleine Handwerker, Gärtner oder Arbeiter, kümmerten sich wenig darum, ob das einsame Häuschen, welches lange leer gestanden, wieder bezogen ward. Sie schauten wohl der zierlichen, schlanken Frauengestalt neugierig nach und zerbrachen sich in der ersten Zeit die Köpfe darüber, in welchem Verhältnisse

sie zu dem jungen Dragoneroffizier stehen möchte, der sie so oft besuchte; als die alte Dienerin, die Kathrin, aber einstmals geäußert, daß es eine Verwandte des Offiziers sei, so beruhigten sich die Gemüther bald. Man gewöhnte sich an die stille liebliche Erscheinung, ja man fing an, Gretchen zu achten und zu lieben, da manche Arme, manches kranke Kind die Mildthätigkeit der jungen Dame erfahren hatten.

So führte Gretchen ein glücklich-friedliches Leben, und wenn einmal Sorgen und bange Zweifel in ihrer Seele aufsteigen wollten, dann suchte und fand sie Trost an der Brust Eberhards, der mit rührender Aufmerksamkeit und zuvorkommender Liebe sie umgab, alles Unangenehme oder Peinliche ihrer Lage von ihr fern zu halten wußte und ihr Vertrauen auf den endlichen Sieg ihrer treuen Liebe von Neuem erweckte.

Mit ausgewähltem Geschmack war das Innere des Häuschens eingerichtet; alle ihre Wünsche hatte Eberhard, ohne sie deshalb zu fragen, zu erfüllen gewußt. Das Wohnzimmer war geschmückt mit den schönsten Blumen und Blattpflanzen, deren Besitz Gretchen schon lange ersehnt hatte; ein Pianino machte es ihr möglich, ihre unterbrochenen Musikstunden wieder aufzunehmen; in dem Glasschrank befand sich eine Bibliothek ihrer Lieblingsdichter, deren Lectüre sie so lange hatte entbehren müssen, denn im Hause des Gerichtsschreibers wurden nur die officiellen Regierungs-Anzeigen gelesen; im zierlichen Käfig schaukelte sich auf vergoldetem

Ringe ein Paar jener niedlichen Papageien, die sich selbst im Tode die Treue bewahren.

Ihr Boudoir und Schlafgemach war ein Meisterstück des Decorateurs, und in der kleinen sauberen Küche erfreute sich das Auge an einer funkelnden Einrichtung, die stets von Neuem das Entzücken der alten Magd hervorrief.

Der Garten, welcher das kleine Landhaus umgab, war das Zierlichste, das Schönste, was man sich denken konnte. Die kunstgeübten Hände eines erfahrenen Gärtners hatten aus der Wildniß des lange vernachlässigten Platzes ein kleines Paradies geschaffen, mit bunten Blumenbeeten, schattigen Gängen und dunklen, kühlen Lauben.

Welche selige Tage und Abende verlebte Gretchen an der Seite des Geliebten in dem Garten, in den dunklen Lauben, wenn der Mond am sternenübersäeten Himmel langsam emporstieg, wenn der Abendwind leise in den Blättern der Gebüsche und den Zweigen der alten Kastanien flüsterte, und von fern her aus dem Walde der Gesang einer Drossel klang. Versunken war die Welt mit ihren Sorgen und Nöthen; hinter ihr, wie ein wüster Traum auf immer vergessen, lag das entsetzliche Leben im elterlichen Hause; vergessen war die kreischende Stimme der Stiefmutter, das rauhe Scheltwort des Vaters, das Schreien und Lärmen der ungezogenen Stiefgeschwister. Glücklich, selig ruhte sie dann in den Armen des Geliebten. Kein trüber Gedanke an eine schwere Zukunft verscheuchte das Gefühl des Glückes aus ihrem Herzen, kein

Wunsch nach Veränderung ihres Lebens störte den Frieden ihres Gemüths — sie hatte Alles, Alles gefunden was sie erstrebt, in seiner Liebe, in seiner Treue! Was kümmerte sie die Welt da draußen! Mochte diese böse, neidische, glückstörende Welt sie vergessen, sie wünschte nichts mehr — sie liebte und ward wieder geliebt! Die Liebe war ihre Welt! Die Nähe des Geliebten ersetzte ihr den Umgang mit den Menschen; sein Wort, seine Unterhaltung war ihr genug, sie sehnte sich nicht nach den klatschsüchtigen, boshaften Menschen da draußen in der Welt!

Und als der Herbst, der Winter kam, wie lieblich waren die Abende, wenn er ihrem Spiel oder ihrem Gesange lauschte und sie belohnte mit freundlichem Lächeln und innigem Kuß; wenn sie neben ihm saß und er ihr vorlas aus den Werken der großen Meister; wenn er das neuerschienene Buch eines modernen Schriftstellers mitgebracht aus der Stadt und sie zusammen die Seiten durchflogen; wenn er ihr erzählte von seinen Reisen, seinen Abenteuern in den Feldzügen, oder mit ihr Pläne einer goldenen Zukunft schmiedete!

Draußen heulte und toste der winterliche Sturm, fußhoch bedeckte der Schnee Feld und Wald und die Straßen vor dem Thore, aber in den Herzen der Liebenden war Frühling, duftender, leuchtender Frühling der Hoffnung auf ein seliges Leben! Vor dem leise knisternden Ofen lag hingestreckt Nero, der große Hund, schläfrig mit den Augen blinzelnd; Fify hatte sich auf Gretchens Schooß zusammen-

gekrümmt, und Gretchen selbst lehnte das lockige Haupt an die Schulter des Geliebten, mit selig leuchtenden Augen zu ihm aufschauend.

Und wenn er sie dann fester an sich preßte, seine Lippen ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen küßten, dann fühlte sie tief im Herzen eine Stimme vernehmbar sprechen: „Nein, sie ist keine Sünde, diese Liebe, und Gott der Barmherzige wird uns vergeben, daß eines Priesters Hand unseren Bund noch nicht gesegnet! Für das ganze Leben, für die Ewigkeit haben ihn unsere Herzen vor Gott geschlossen! Was ist Menschensatzung gegen der Natur heiligstes Gebot?"

Und Eberhard? War er nicht glücklich? nicht zufrieden? Wohl war er es, wenn er an Gretchens Seite weilte, wenn er in ihre frommen Augen schaute und ihre weiche kleine Hand auf seiner Stirne fühlte. War er fern von ihr, dann peinigte ihn wohl öfter die Unruhe des Herzens und des Gemüthes. Er fühlte die Verantwortung, welche er auf sich genommen, als er Gretchens Zukunft, Gretchens Leben durch diesen Schritt in so außergewöhnliche Bahnen gelenkt. Er fühlte die Verantwortung wohl, aber Reue konnte er nicht empfinden über das Geschehene, und er glaubte sich stark genug, dem Schicksal, der Meinung und dem Neide einer Welt sein und des Mädchens Glück abzutrotzen. Er glaubte sich stark genug, die Vorurtheile, die gehässigen Verleumdungen, die bissigen Spottreden, die Verachtung der Menschen besiegen zu können, welche in dem Wust, in dem Dunst des Philister-

thums nicht die Idealität dieses Bündnisses begreifen konnten, welche der Hingebung Gretchens unlautere Motive, unedle Absichten zu Grunde legten und spöttelten über den Ernst, über die Heiligkeit, mit der Eberhard dieses Verhältniß auffaßte.

Eberhard scheute sich, selbst mt seinen nächsten Bekannten über dies Bündniß zu sprechen, welches sie nicht begriffen, aber im Geheimen bemühte er sich fortwährend, eine Stellung zu finden, die ihm erlauben würde, den Militärdienst zu verlassen und die Geliebte zu seinem Weibe auch vor dem menschlichen Gesetze zu machen.

Doch so sehr auch der junge Mann strebte, sein Geheimniß zu bewahren, bald ward es doch von seinen Bekannten entdeckt und in immer breitere Kreise drang die Nachricht, daß Eberhard von Ellern eine Geliebte da draußen vor dem Thore eingemiethet habe. Als Eberhard anfing sich mehr und mehr aus dem Kreise der Kameraden zurückzuziehen, hatte man ihn heimlich beobachtet. Seine häufigen Spaziergänge vor das eine Thor der Stadt waren aufgefallen, man war ihm nachgegangen, war ihm wie durch Zufall in den Straßen der Vorstadt begegnet, hatte ihn öfter in das kleine Landhäuschen eintreten sehen, hatte sich erkundigt, wer dasselbe bewohne, hatte dann auch wohl das junge Mädchen selbst gesehen, und so war nach kurzer Zeit die Geschichte Gretchens in dem Kreise der Offiziere bekannt geworden.

Es scheint, als ob es die Menschen nicht ertragen könnten,

wenn Jemand ein Geheimniß vor ihnen hat, oder etwas Besonderes für sich allein besitzt. Eine wüthende Neugier plagt sie so lange, bis sie hinter das Geheimniß gekommen, bis sie das Besondere zum Allgemeingut und dadurch werthlos gemacht haben. Ist dieses nicht möglich, so rächt sich das Philisterthum dadurch, daß es Denjenigen, welcher sein Geheimniß zu gut bewahrt, welcher sich seine Sonderart nicht nehmen läßt, verleumdet und beschimpft; die Klatschsucht übernimmt das Amt einer Rächerin, und eine erbarmungslosere Furie giebt es nicht in der Hölle!

Eberhard bemerkte bald an einzelnen spöttischen Anspielungen, an geistlosen Witzen, daß man sein Geheimniß errathen habe; er hoffte, daß dasselbe in dem Kreise seiner Kameraden bleiben werde, aber er mußte sich binnen Kurzem überzeugen, daß dies nicht der Fall sei. Gewöhnlich nimmt man an, daß Männer verschwiegen sind, und daß vor allen anderen Gesellschaften ein Offiziers-Corps ein Geheimniß zu bewahren verstehe. Dem ist nicht so. Einem guten Freunde aus einem anderen Kreise kann es schon mitgetheilt werden; der ist discret! Der Frau, der Geliebten wird es in einer schwachen Stunde erzählt, um die üble Laune zu vertreiben; um ihr einen Beweis des grenzenlosen Vertrauens zu geben, diese erzählt es kichernd und lachend einer treuen Freundin, die nichts Eiligeres zu thun hat, als es ihrem Gatten oder Geliebten wiederzuerzählen, der es dann als pikante Neuigkeit beim nächsten Kegelabend oder bei der nächsten lustigen Bowle

zum Besten giebt, um dafür geschmeichelt die Belobigung einzuheimsen, daß er ein Teufelskerl sei, der stets alle Neuigkeiten der Stadt zuerst wisse.

Würde nun wenigstens die Thatsache richtig und der Wahrheit gemäß erzählt! Aber wie das Geld, je mehr Hände es durchläuft, desto schmutziger wird, so wird auch eine unserer Angelegenheiten, wenn sie so und so viele Klatschmäuler passirt hat, immer entstellter, immer häßlicher, immer mehr entblößt ihres idealen Gehalts. Schließlich trieft sie von Gemeinheit und Schmutz.

Und der Betreffende ist machtlos gegen die Gewalt dieses Wesens, welches mit tausend Zungen redet, mit tausend Ohren hört, mit tausend Augen sieht! Er möchte der Verleumdung auf den Grund gehen, aber immer mehr verwirren sich die Spuren, immer dunkler werden die Wege, und erschöpft hält er inne, er läßt resignirt Alles über sich ergehen. Man darf eben den Sturm der sittlichen Entrüstungen, der Verleumdungen, der Witze und Spottreden nicht bekämpfen wollen; man läßt ihn vorüberbrausen, man hüllt sich schweigend in den Mantel seines eigenen Gewissens und findet Trost, indem man die Menge verachtet. Bald schweigt das vielköpfige Ungeheuer, neue Speise bietet ihm das Leben zum Verschlingen, zum Zermalmen dar, und begierig schnappt es nach derselben mit gähnendem Rachen und geifernder Zunge.

Eberhard mußte all die Bitterkeiten der Verleumdung, die Sticheleien der Klatschsucht durchkosten, und das war der

einzige Wermuthtropfen, den die Welt in den Becher seines Glückes träufelte. Seine größte Sorge war nur, diese Bitterkeiten die Geliebte nicht fühlen zu lassen, und es gelang ihm auch, Gretchens Harmlosigkeit nicht zu stören.

Ein Glück war es, daß Gretchen nicht hinausstrebte aus dem engen Kreise ihrer Häuslichkeit, und daß der Winter bald mit strengen Banden die Natur umschlang, so daß die Bewohner der inneren Stadt nicht oft vor das Thor kamen.

Gretchen entbehrte das Geräusch und das Getreibe der Stadt nicht. Ihr Haus umschloß ihr Glück, und da die dienstliche Beschäftigung die Zeit Eberhards nicht allzu sehr in Anspruch nahm, so erfreute sie sich oft Tage lang seiner Gegenwart.

Der Winter schwand, der Frühling und der Sommer kehrten wieder; nichts störte ihr Glück; die Zungen der Menge hatten andere Beschäftigung gefunden; sie schienen vergessen von der Welt, als ein Ereigniß eintrat, welches eine entscheidende Wendung in dem Schicksal der beiden Liebenden hervorrufen mußte.

Aufgeregt und blaß stürmte eines Tages Eberhard zu ihr in's Zimmer; er reichte ihr ein Telegramm, athemlos sprechend: „Lies das! Ich muß heute noch verreisen!"

Das Telegramm war von dem Sachwalter des alten Herrn von Ellern und lautete:

„Herr von Ellern heute gestorben. Sofort kommen. Gegenwart dringend nöthig."

Mit bleichen Wangen und erschrockenen Augen sah Gretchen den Geliebten an, der ausrief:

„Es muß ein Unglück vorgefallen sein! Mein Vater schrieb mir noch vor einigen Tagen, daß er gesund und kräftig sei. Doch eine Stelle in dem Briefe war mir räthselhaft. Ich möchte, so schrieb er, auf unvorhergesehene Fälle gefaßt sein. Man könne nie wissen, wie nahe man dem Tode sei. Stoße ihm ein Unglück zu, so möge ich ihm verzeihen, daß er mein Glück nicht habe gründen können."

Gretchen senkte traurig den Kopf, eine böse Ahnung kommender schwerer Zeiten preßte ihr Herz zusammen.

Eberhard legte den Arm um ihre Gestalt und fuhr fort: „Vergieb mir, wenn ich Dich so rasch verlasse. In einer Stunde fährt der Zug und ich habe noch Mancherlei zu besorgen. Auf Wiedersehen, Geliebte; ich schreibe Dir alle Tage."

Ein inniger Kuß noch und er war verschwunden. Sie stand unbeweglich auf der Stelle und hörte die Hufschläge des Pferdes in der Ferne verhallen.

Bei aller selbstlosen Liebe für Eberhard stieg doch allmälig die Hoffnung in ihrem Herzen auf, daß dieser Todesfall vielleicht zu ihrem vollständigen Glücke nöthig gewesen sei. Jetzt war Eberhard frei; jetzt mußte es sich entscheiden, ob seine Liebe stark genug war, alle Schwierigkeiten zu überwinden, allen Vorurtheilen zu trotzen, allen Vorurtheilen

der Gesellschaft, der Stellung als Offizier zu entsagen um ihretwillen.

Bange Zweifel wollten sich in ihre Seele schleichen, doch bald schalt sie sich eine Thörin. Ein Unrecht war's, an seiner Liebe, an seiner Ehre zu zweifeln.

„Wie es auch kommen mag," flüsterte sie bei sich, „ich will Vertrauen zu ihm haben. Ich will ihn nicht fragen, nicht drängen, ich weiß, daß er das Beste will, daß er, was in seinen Kräften steht, thun wird mich glücklich zu machen."

Dann kam ihr plötzlich der Gedanke, daß Wochen vergehen würden, ehe sie ihn wiedersehen könne. Es war die erste längere Trennung seit ihrer Vereinigung und Thränen stiegen in ihre Augen empor. Noch einmal hätte sie ihn in ihre Arme schließen mögen; so kalt, so kurz schien ihr jetzt der Abschied. Freien Lauf ließ sie ihren Thränen, als sie in der Gaisblattlaube sich niedersetzte und den Weg entlang schaute, auf dem er vor kurzer Zeit verschwunden war. Der große Hund legte seine zottigen Kopf auf ihren Schooß und blickte sie fragend an; leise wimmernd strebte der kleine Fify an ihr empor; die weißen Tauben kamen girrend und die zierlichen Hälschen reckend vom Dache herab und schauten neugierig auf ihre junge Herrin, aber Gretchen hatte heute keinen fröhlichen Zuruf für die Vögel, kein Schmeichelwort für die Hunde — sie saß in stillem Schmerz versunken da und dachte des fernen Geliebten, der jetzt auf brausendem Eisenbahnzug dem Todtenbett seines Vaters zueilte.

Trübe Gedanken folterten die Seele Eberhards, während der Schnellzug dahinbrauste durch die herbstliche Landschaft. Im Laufe des letzten Jahres hatte oftmals sein Vater in den Briefen trübe Bemerkungen von kommendem Unglück, von nahendem Tod fallen lassen, welche Eberhard um so weniger verstanden, als sein Vater nichts weniger als ein Mann gewesen, der sich mit traurigen Gedanken abplagte. Keiner hatte des Lebens Last so leicht genommen wie er. Oftmals hatte es sogar dem Sohn bedünken wollen, als lebe sein Vater allzu flott und verschwenderisch im Vergleich zu den Einkünften des Gutes. Theuere Rennpferde zu trainiren, mit ihnen die berühmtesten Rennplätze Europas zu besuchen, das war die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn gewesen. Jetzt erst fiel es Eberhard schwer auf's Herz, daß sein Vater den Rennstall im letzten Jahr abgeschafft, daß er zum ersten Mal, seit Eberhard denken konnte, seinen Sohn zur Sparsamkeit ermahnt, zum ersten Male seinem Sohn eine Summe Geldes, welche dieser zur Bezahlung einiger Schulden verwenden wollte, verweigert hatte. Sollte sich sein Vater ruinirt haben? Sollte er sich aus Verzweiflung darüber selbst den Tod gegeben haben?

Dieser Gedanke stieg in seiner ganzen Schrecklichkeit in der Seele Eberhards empor. Wie oft hatte er nicht den Vater sagen hören, ein armseliges Leben ohne die Genüsse des Reichthums ertrage er nicht. Er sei nicht geschaffen, im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten für das tägliche Brot,

ebensowenig wie das edle Roß aus arabischem Blut zusammen mit dem Ochsen den Pflug ziehen könne.

Ein Cavalier der alten Schule mit all den Vorurtheilen derselben, mit all den Schwächen und den guten Eigenschaften, konnte er sich nicht in die Lage eines Mannes hineindenken, der für elenden Geldgewinn, für des elenden Lebens Nothdurft arbeiten mußte.

Ueber dies Alles sann Eberhard nach, hinausstarrend aus dem engen Coupéfenster in die vorüberfliegende Landschaft, auf die im Herbstschmuck prangenden Wälder, auf die Ströme, auf deren Fluthen rauschende Dampfer sich wiegten und schwerfällige Kähne langsam thalabwärts schwammen; hinstarrend auf die belebten Städte mit den mächtigen Thürmen alter Kirchen und ragenden Schornsteinen neuerstandener Fabriken; hinstarrend auf die einsame Mühle am murmelnden Bach, auf die abgetretenen öden Felder, auf die freundlichen Dörfer, in denen helle Kinderstimmen fröhlich dem vorübersausenden Zug zuriefen; auf die zerfallenen Ruinen alter Ritterburgen, an Felsen hängend gleich dem Horst des kühnen Adlers; auf die Geschäftigkeit weitläufiger Fabriken und Kohlenwerke, in denen schnaubend und brausend sich tausend Räder regten, Maschinen kreischten und stöhnten, und über welchen dichte Dampfwolken den klaren Herbsthimmel verfinsterten.

Doch die Nacht sank nieder und verhüllte die schlafende Welt. Aber des jungen Mannes Gedanken schlummerten nicht, die blutende Gestalt seines Vaters stieg vor seines Geistes Auge empor.

Drittes Capitel.

Das Rittergut Ellernbruch lag in der Mark, nicht sehr weit von der Hauptstadt Berlin. Dunkle Kiefern- und Tannenwaldungen umrauschten das Herrenhaus. Aus rothen Ziegelsteinen vor einigen Jahren neu aufgeführt, machte es einen befremdlichen Eindruck mit seiner freundlichen, modernen Façade in der düsteren Umgebung der anderen Baulichkeiten des Gutes, welche aus den grauen oder gelblichen Steinen der Granitblöcke der umliegenden Haide erbaut waren, den sogenannten „Findlingen", vor Jahrtausenden von der Fluth und von mächtigen Eisschollen hierher gebracht.

Es war noch finstere Nacht, als Eberhard auf dem Bahnhof der nächstliegenden Station einen bereitstehenden Wagen bestieg, um nach dem väterlichen Gute zu fahren. Von dem Kutscher, einem jungen Burschen, der ihn mit scheuen Blicken betrachtete, mochte er sich keine Auskunft geben lassen und so fuhr er schweigsam seiner Heimath entgegen.

Die Räder des Wagens knirschten in dem tiefen Sande

des Weges; zuweilen drang das Schnauben eines Pferdes zu den Ohren des düster Dasitzenden. Am nordwestlichen Horizont thürmten sich schwarze Wolken zusammen, stoßweise heulte der Wind in den dunklen Waldungen, welche den Weg begleiteten, fahle Blitze zuckten in der Ferne und dumpf grollte der Donner in langen Zwischenräumen.

Der Kutscher trieb die Pferde an, um vor Ausbruch des Unwetters Ellernbruch zu erreichen.

Jetzt erhoben sich die Wirthschaftsgebäude gleich dunklen Schatten vor den Augen Eberhards, vorbei an ihnen rollte der Wagen dem Thore des Herrenhofes zu, der von den landwirthschaftlichen Anlagen getrennt war.

Im Schlosse brannten einzelne Lichter, und als der Wagen auf der Rampe des Hauses vorfuhr, erschien der Inspector des Gutes, eine Lampe hoch emporhaltend, in der Thür, um den Sohn seines verstorbenen Herrn zu begrüßen.

Das Antlitz des biederen Landwirths, eines Mannes von vielleicht vierzig Jahren, zeigte tiefe Traurigkeit; das gutmüthige Lächeln, welches sonst sein bärtiges Antlitz so oft erhellt hatte, war verschwunden.

„Eine traurige Heimkehr, Herr Lieutenant," sprach er leise. Eberhard schüttelte dem treuen Diener seines Vaters die derbe Rechte und fragte athemlos:

„Was ist vorgefallen, Herr Grundner? Unmöglich kann mein Vater eines natürlichen Todes gestorben sein."

Grundner senkte den Kopf und antwortete:

„Wollen der Herr Lieutenant eintreten; die Dienerschaft braucht es nicht hören.“

Er schritt dem jungen Mann voran nach dem sogenannten Studirzimmer des alten Herrn, stellte die Lampe auf den Schreibtisch und seufzte dann tief auf. Er schien keine Worte finden zu können, um dem Sohn das schreckliche Ende des Vaters mitzutheilen. Eberhard blickte sich flüchtig in dem so wohlbekannten Raume um; Alles stand noch so wie in früheren Zeiten: dort der breite Schreibtisch mit Papieren, Broschüren und Zeitungen bedeckt; über demselben an der Wand das Oelbild Sr. Majestät des Königs von Preußen; dort der Waffenschrank mit den Erinnerungen aus den Dienstjahren des alten Barons und den kostbaren Gewehren, Pistolen und anderen Waffen; dort die Chaiselongue mit der getigerten Reisedecke seines Vaters; an den Wänden Bilder aus dem Sportleben, Porträts berühmter Pferde, und auf prächtigen Consolen die Preise, welche der Stall seines Vaters auf den verschiedensten Rennplätzen davongetragen; dort der mächtige Geldschrank — doch was war das?!

Eberhard trat näher an den Schrank heran, er beugte sich zu dem Schlosse desselben nieder und mit einem Male gelangte er zur vollkommenen Gewißheit. Ueber das Schloß des Schrankes hatte das Gericht sein amtliches Siegel gelegt!

Einen forschenden Blick warf der junge Offizier noch einmal auf die Gegenstände im Zimmer: überall, an dem

Schreibtisch, an den Meubles leuchtete ihm das Siegel des Gerichts entgegen.

Keines Wortes mächtig, starrte er bleich wie ein Todter den Verwalter an.

„Was ist geschehen?“ stöhnte er dann. „Sagen Sie mir Alles auf einmal! Mein Vater —?

„Er hat sich erschossen . . . .“

Eberhard taumelte einige Schritte zurück und preßte die Hand vor die Augen. Grundner sprang hinzu, um den Wankenden zu unterstützen, aber der junge Mann raffte sich wieder empor und sprach mit dumpfer Stimme:

„Führen Sie mich zu seiner Leiche.“

„Ihr Vater ist im Mittelsalon aufgebahrt. Soll ich leuchten?“ Eberhard winkte abweisend mit der Hand und schritt rasch dem wohlbekannten Gemach zu.

Dasselbe, bestimmt zu festlichen Diners und Zusammenkünften, führte mit einer Veranda in den Park des Schlosses hinaus. Hohe Fenster befanden sich zu beiden Seiten der großen Flügelthür, durch welche man auf die Veranda trat. Die Einrichtung dieses Saales war von gediegener, etwas altväterischer Pracht. Geschnitzte Eichenschränke mit Silber ausgelegt, hohe Büffets, in denen sich das prächtigste Geschirr befand, standen an den Seiten des Gemachs; dazwischen hochlehnige geschnitzte Sessel, kleinere zierliche Tischchen und andere Gegenstände zum Schmuck des Zimmers. Mächtige Geweihe, Eberköpfe, Statuen aus Bronze von berühmten

Persönlichkeiten zierten die mit kostbaren Gobelins bedeckten Wände; von den hohen Bogenfenstern hingen schwere Vorhänge nieder mit dem Wappen der Ellern gestickt.

Als Eberhard durch die hohe Flügelthür in dies Gemach trat, wehten die Vorhänge hoch empor und die Lichter um den Katafalk des alten Herrn von Ellern drohten von dem Luftzug zu erlöschen, da die Fenster nach der Parkseite geöffnet waren.

Einen Augenblick stand Eberhard da ohne sich zu regen. Mit wuchtigem Krach schlug die Thür hinter ihm zu und der Wind des hereinbrechenden Unwetters löschte einige Kerzen am Sarge seines Vaters aus.

Langsam trat er dann an das Todtenbett seines Vaters heran.

Man hatte die Leiche schon in den Sarg gelegt und sie mit einem weißen Tuch vollständig bedeckt. Einige Kränze von alten Freunden, von früheren Kameraden, von den Beamten des Gutes lagen am Fußende des Sarges.

Mit bebender Hand hob Eberhard das Tuch von dem Antlitz des Todten.

Er schauderte zusammen.

Schon hatte die Verwesung ihren Stempel auf das theure Antlitz gedrückt, doch noch immer konnte man die edlen, vornehmen Züge des Gesichtes erkennen. Der Sohn sank am Sarge nieder auf die Knie und starrte das bleiche, schon etwas gedunsene Antlitz an. An der rechten Schläfe befand

sich ein thalergroßer blauer Fleck, die grauen Locken waren verbrannt an dieser Stelle — hier hatte der Unglückliche sich den tödtlichen Schuß beigebracht.

Eberhards Haupt sank auf den Rand des Sarges. Regungslos blieb er liegen, aus seinen Augen perlten heiße Thränen.

Sein stolzer Vater ein Selbstmörder! Der alte Name der Ellern entehrt, ruinirt — oh, es war entsetzlich!

Was mochte sein armer Vater gelitten haben in der letzten Zeit — allein — ganz allein, ohne Weib, ohne Kind, ohne Freund! Mit welchen trotzigen Gedanken mußte der alte Edelmann das Pistol zur Hand genommen haben! — Ach, daß keine liebende Hand ihm dieselbe sanft entwunden!

Draußen heulte und brauste der Sturm in den alten Bäumen des Parkes, Blitze zuckten durch die dunkle Nacht, krachend rollte der Donner, ein starker Regen prasselte nieder und ward durch den Wind in die offenen Fenster gepeitscht.

Eberhard erhob sich, deckte das bleiche Antlitz des Todten wieder zu, schloß die Fenster und ging zurück in das Cabinet seines Vaters, in dem er den Inspector des Gutes noch antraf.

„Erzählen Sie mir, wie das Alles gekommen ist“, sagte Eberhard und warf sich in den Sessel, der vor dem Schreibtisch seines Vaters stand.

„Es ist eine traurige Geschichte, Herr Lieutenant“, hub Grundner mit leiser Stimme an. „So wahr mir Gott helfe, ich habe Alles gethan, was in meinen Kräften stand,

daß die Katastrophe vermieden werde. Wenn der Herr Baron nur etwas mehr Geduld gehabt hätte, so würde sich die Sache schon haben arrangiren lassen. Aber so machte er in seiner Ungeduld und seinem Trotz — verzeihen Sie mir! — der Geschichte mit einem Schlage ein Ende.

„Die Sache ist die: schon seit mehreren Jahren arbeiteten wir mit Schaden. Mehrere schlechte Ernten, Krankheiten unter dem Vieh hatten eine Menge Geld verschlungen. Dazu kam, daß Ihr Vater nicht zu bewegen war, den theuren Rennstall aufzugeben. ‚Wir bringens wieder ein, Grundner!‘ war seine stehende Redensart, und mit erhöhtem Eifer legte er sich auf den Rennsport. Doch auch hierbei verfolgte ihn das Unglück. Wie Sie wissen, stürzten im vorigen Jahre seine beiden besten Pferde und mußten auf der Bahn erstochen werden. Das war ein Verlust von 80,000 Mark! Ihr Vater wollte neue Pferde kaufen. Jetzt stellte ich ihm aber energisch vor, daß das Gut eine solche Ausgabe nicht tragen könne, schon mit Hypotheken belastet, sei es unmöglich, neue Gelder flüssig zu machen; wolle er aber dennoch den Rennstall fortführen, so bäte ich gehorsamst um meine Entlassung, da ich es nicht mit meinem Gewissen verantworten könne, das Gut dem Ruin entgegenzuführen. Eine Zeitlang ging Ihr Vater aufgeregt im Zimmer auf und ab und gab mir, wie das so in seiner Manier lag, harte Worte zu hören. Dann aber gab er mir Recht, und die noch übrigen Pferde wurden verkauft, das Personal entlassen.

„Ich athmete auf. Ellernbruch war gerettet! Bei stetiger energischer Arbeit konnte das Gut in einer Reihe von Jahren frei sein. Doch Ihres Vaters Naturell konnte sich in diese mühselige Arbeit nicht finden. Er ging nach Berlin; er hoffte rascher wieder zu Reichthum zu gelangen, als durch die Landwirthschaft — er spielte an der Börse. Ob er in betrügerische Hände gefallen, ich weiß es nicht. Ich mußte nur immer wieder Geld schicken, die Zinsen der Hypotheken konnten nicht bezahlt werden und vor einigen Wochen erfolgte die Katastrophe. Eine bedeutende Hypothek war gekündigt worden, der Besitzer derselben wollte sich auf nichts einlassen. Ich schrieb Ihrem Vater nach Berlin. Er kam — Gott, wie war er verändert! Der heitere, sorglose Ausdruck auf seinem Antlitz war verschwunden; seine Stimme, sonst so hell und kräftig, klang heiser und undeutlich, seine sonst so klaren Augen flogen unstät und ruhelos umher.

„‚Ich bin verloren, Grundner,‘ keuchte er mir entgegen, als ich in sein Zimmer trat. ‚Wir müssen Ellernbruch verkaufen — ich muß auf den Ersten kommenden Monats Geld — viel Geld haben.‘

„Ich verstand. Er war an der Börse starke Engagements eingegangen, hatte Geld bei Bankiers aufgenommen, das Glück hatte sich wider ihn gewendet — er war ruinirt.

„Je näher der Erste des Monats kam, desto heftiger, ruheloser ward sein Wesen; am 1. September Morgens fand ich ihn todt in seinem Sessel, er hatte sich eine Kugel durch

die Stirn gejagt, auf dem Schreibtisch lag ein Brief seines Bankiers, in dem derselbe ihn mit der strengsten gerichtlichen Maßregel bedrohte." —

Eberhard war aufgesprungen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Weiter, weiter!" keuchte er. „Ich will Alles wissen!"

„Am folgenden Tage," fuhr Grundner fort, „kam das Gericht. Der Bankerott wurde erklärt und Alles, das ganze Gut, alle Meubles, Alles — Alles mit Beschlag belegt. Weiter weiß ich nichts. Der Concursverwalter, Rechtsanwalt Gieseler, wird Ihnen die näheren Details geben können. Morgen ist die Beerdigung des Herrn Barons, der Rechtsanwalt hat versprochen, gegenwärtig zu sein."

„Es ist gut. Ich bitte Sie, mich allein zu lassen."

Der Inspector verabschiedete sich und Eberhard warf sich auf die Chaiselongue und verbarg weinend sein Gesicht in die Hände. — —

Gretchen saß in der Geisblattlaube und wartete auf den Briefboten, der ihr Nachricht von dem Geliebten bringen sollte. Flüchtig war sein erster Brief gewesen, doch hatte sie daraus entnehmen können, daß ein trübes Geheimniß hinter diesem plötzlichen Todesfall stecke. Der Nachlaß befinde sich in großer Unordnung, hatte Eberhard geschrieben. Mancherlei sei zu arrangiren, Gretchen möge ihn daher in den ersten Wochen noch nicht zurückerwarten.

Sie hatte die Augen aufmerksam auf ihre Handarbeit

gesenkt, als die Hunde zu ihren Füßen ein lautes Gebell erhoben. In Erwartung des Briefboten sprang sie freudig auf und eilte zur Gartenthür. Plötzlich stutzte sie und erschrak heftig. Ein ihr fremder Dragoneroffizier, eine stattliche Figur mit martialischem Antlitz und langem Bart stand höflich lächelnd vor ihr.

„Ich bitte um Verzeihung, mein verehrtes Fräulein," sprach der Fremde sich verbeugend, „wenn ich störe. Mein Name ist Major von . . . . ." — und er nannte den berühmten Namen seines Vorfahren — „ich komme, um Nachricht über meinen Freund Ellern einzuziehen. Der Teufelskerl hatte mir versprochen zu schreiben — aber natürlich in der Ferne denkt man nicht mehr an seine alten Freunde!"

„Ich begreife in der That nicht, Herr Major . . ." begann Gretchen verwirrt und tief erröthend zu antworten, aber der Major mit dem berühmten Namen fuhr lachend fort:

„Ei, mein verehrtes Fräulein, Sie werden doch Eberhards bestem Freunde nicht die Thüre weisen? Ich habe solche Sehnsucht nach dem Jungen, daß ich etwas von ihm hören mußte. Und wer sollte wohl besser Nachrichten von ihm haben, als Sie, Fräulein Gretchen?"

Gretchen erröthete von Neuem. Eine Andere mit größerer Welterfahrung oder energischerem Charakter würde des Herrn Majors Frechheit gebührend zurückgewiesen haben, aber Gretchen wußte in dem Augenblick nicht, was sie antworten sollte; auch

glaubte sie, daß der Major ein Freund Eberhards sein müsse, und sie erwiderte:

„Eberhard hat mir erst einmal geschrieben; nur ganz flüchtig.“

„Nun sehe einer den Schlingel,“ rief der gutgelaunte Major. „Vernachlässigt er das reizendste Geschöpf unter Gottes Sonne! Es ist unverzeihlich! Ich würde schon längst wieder zu Ihren Füßen liegen, allerschönstes Fräulein. — Aber welch reizendes Versteck Sie hier haben,“ fuhr er fort, ungenirt in die Geisblattlaube tretend und neugierige Blicke umherwerfend. „Das reine Paradies! Ich kann es wahrhaftig dem Jungen nicht verdenken, daß er gleich dem Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Gitter steht, Niemanden eintreten lassend in sein Eden.“

Gretchen fühlte sich unendlich peinlich berührt von den frivolen Worten des Majors, aber sie besaß nicht Geistesgegenwart und Weltgewandtheit genug, die richtige Antwort zu finden.

Der Major mit dem berühmten Namen ließ sich jetzt ohne eine Einladung abzuwarten auf die Bank nieder und, indem das leichtfertige Lächeln von seinem Gesichte verschwand, sprach er mit ernster Stimme und gleichsam bedauernd:

„Doch, Fräulein Gretchen, jetzt im Ernst gesprochen! Haben Sie schon die Gerüchte gehört, welche über den Tod von Eberhards Vater umlaufen? Ich sehe, Sie werden

blaß! Sie kennen sie nicht. Eberhard hat es für gut befunden, Ihnen gegenüber zu schweigen. Doch ich als Kamerad Eberhards halte es für meine Pflicht, Sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Es könnte doch der Fall eintreten, daß Sie Ihre Handlungsweise nach dieser Nachricht einzurichten wünschten. Nun, um es kurz zu sagen, Herr von Ellern hat sich erschossen, weil er vor einem schimpflichen Bankerott stand."

Gretchen taumelte wie vom Blitz getroffen zurück und starrte den Offizier mit großen, angstvollen Augen an. Das war also das Geheimniß! Das die Erfüllung der trüben Ahnung, welche Eberhard beim Abschied bedrückt hatte! Es war entsetzlich! Schaudernd schlug sie die Hände vor das todtenblasse Antlitz.

Ueber des Majors Gesicht glitt ein flüchtiges, fast triumphirendes Lächeln.

„Ich sehe," sprach er dann, „die Nachricht hat Sie überrascht und erschreckt. Doch es ist nur zu wahr, daß dieser Bankerott traurige Folgen nach sich ziehen wird. Eberhard wird das flotte Leben, das er bisher geführt, aufgeben müssen. Er soll nichts mehr besitzen, und Sie begreifen, Fräulein, daß man mit einem Lieutenantsgehalt keine großen Sprünge machen kann. Dies reizende Häuschen, das Asyl einer verborgenen Liebe —"

„Schweigen Sie, Herr Major!" rief jetzt aber unmuthig Gretchen. „Glauben Sie, daß ich, wenn sich Ihre Nachricht

bestätigen sollte, noch länger die Güte Eberhards mißbrauchen würde? Sie haben mir gezeigt, Herr Major, wie Unrecht ich that, in meinem Glück mich und die Welt zu vergessen! Aber ich kann arbeiten, und ich werde arbeiten. Und nun, Herr Major, darf ich Sie wohl bitten, mich allein zu lassen."

Gretchens Wesen hatte sich mit einem Schlage verändert. Nicht mehr das verwirrte befangene Mädchen stand vor dem Manne, sondern ein Weib in der ganzen Größe seiner aufopfernden Liebe. Die Stimme war nicht mehr leise und schüchtern, sondern voll und klar, und die letzten Worte klangen fast wie ein Befehl.

Der Major erhob sich und verbeugte sich ehrerbietig. Doch seine Frivolität gewann wieder die Oberhand; er besann sich des Zweckes, der ihn hierher geführt und sprach:

„Mein Fräulein, Sie haben noch andere Freunde außer Herrn von Ellern, die sich eine Ehre daraus machen würden, Ihnen zu helfen, Sie zu unterstützen. Verfügen Sie über mich, meine Person, mein Vermögen. Sie brauchen dies entzückende Asyl nicht zu verlassen, wenn Sie mir erlauben, öfter hierherzukommen —"

Die Worte erstarrten ihm auf den Lippen vor dem zürnenden, verachtungsvollen Blick der großen dunklen Augen. Ein bitteres Lächeln zuckte um Gretchens bleiche Lippen, dann wandte sie sich ab, ging in das Haus und verschloß die Thüre.

Der Major starrte ihr nach, sein edles Gesicht hatte

nicht den klügsten Ausdruck, als er murmelte: „Eine Teufelsdirne! Aber mein muß sie werden, koste es was es wolle."

Langsam entfernte er sich aus dem Garten. An der Ecke der Straße traf er mit dem rothnäsigen Adjutanten zusammen, der ihm grinsend entgegenrief: „Nun, Herr Major, wie ist die Recognoscirung abgelaufen?"

„Vortrefflich, mein Bester," erwiderte dieser, der jetzt seine ganze kaltblütige Frechheit wiedergewonnen hatte: „Die Kleine ist eine allerliebste Dirne und durchaus nicht so spröde, wie der Ruf sie macht."

„Sie sind ein Teufelskerl, Herr Major! Wie fingen Sie es nur an, in der kurzen Zeit die Kleine zu erobern?"

„Ja mein Lieber," lachte der Major, „Sie wissen doch, der nervus rerum ist bei allen Dingen die Hauptsache, und als ich ihr eröffnete, daß der arme Kerl, der Eberhard, keinen Pfennig mehr besitze, und daß sie das reizende Paradies, was sie jetzt bewohnt, aufgeben müsse, da hatte ich gewonnenes Spiel, indem ich ihr meine Unterstützung zusagte. Aber, lieber Freund, dies ist Alles im tiefsten Vertrauen gesagt und Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie nichts davon —"

„Ei was denken Sie von mir, Herr Major!" rief der rothnäsige Adjutant aus. „Ich werde doch nicht indiscret sein? Uebrigens ist es nur Ellerns Glück, wenn er diese Person los wird."

„Von diesem Gesichtspunkte bin ich auch ausgegangen,

als ich mir vornahm, die Kleine zu erobern," meinte der würdige Major mit dem berühmten Namen. „Es ist nicht gut für einen jungen Offizier, wenn er ein so festes Verhältniß knüpft. Ellern ist jetzt ja doch darauf angewiesen, eine reiche Heirath zu machen."

„Sie haben Recht, Herr Major," erwiderte der Adjutant, dann entfernten sich beide Ehrenmänner in der Richtung der Stadt. —

Gretchen war Anfangs wie betäubt von der Nachricht. Dann aber gedachte sie der unwürdigen Zumuthung des fremden Offiziers und heiße Thränen entstürzten ihren Augen. Zum ersten Male erfuhr sie, daß sie schutzlos und machtlos dastehe in der Welt; daß sie von den Menschen verachtet wurde, daß sie gleichgestellt wurde mit den Dirnen, welche sich für elendes Geld verkaufen, welche Dem gehören, der das Meiste bietet; zum ersten Male erfuhr sie, daß ihre treue, uneigennützige, aufopferungsvolle Liebe nicht anerkannt wurde von der Welt, daß ihrer Handlungsweise unedle Motive zu Grunde gelegt wurden, daß sie ausgestoßen war aus der menschlichen Gesellschaft, daß ein Fluch ihr ferneres Leben verdüstern würde, daß sie kein Mitleid von den Menschen zu erwarten habe, daß sie ehrlos vor der Welt sei!

Nach dem ersten krampfhaften Schmerzensausbruch flossen ihre Thränen ruhiger; ihr Geist erholte sich von dem Schlage der ihn betroffen, wie die Blume sich wieder emporrichtet, wenn der Sturm vorübergebraust.

Ein gewisser Trotz schlich sich in ihr Herz und machte es stark gegen die Welt und gegen die Menschen. Reue darüber, daß sie der Stimme der Natur gefolgt, daß sie sich dem Manne gegeben, der ihr Alles war, in dessen Liebe sie ihr Glück, ihre Seligkeit gefunden, und den ihre Liebe auf eben dieselbe Weise beglückt, konnte sie nicht empfinden. Aeußere Rücksichten nur hatten sie bestimmt, ihren Bund geheim zu halten vor den Menschen! An der Sache selbst konnten diese Aeußerlichkeiten nichts ändern. Sie war sein Weib, sie war mit ihm verbunden für's ganze Leben.

Tiefe, uneigennützige Liebe nur allein war es, welche sie mit dem Geliebten verband! Welche Rücksichten, welche Motive lagen nicht oftmals jenen Bündnissen zu Grunde, welche das Gesetz sanctionirt? Ehrgeiz — Geldgewinn — das sind die beiden Hauptfactoren, welche so viele rechtmäßige Ehen zu stande kommen lassen.

Eine gute Partie! das ist der Endpunkt aller Gedanken bei Vielen! Eine gute Partie schwebt den Damen vor, wenn sie lächelnd mit den Herren kokettiren! Eine gute Partie ist ihr Traum, wenn sie sich zum Ballfest ankleiden! Eine gute Partie ist ihr Gedanke, wenn sie auf den Straßen, auf den Promenaden sich umhertreiben und lüsterne Blicke auf die ihnen begegnenden Männer werfen!

Nähert sich ihnen ein Mann, so ist die erste Frage: Welche Stellung nimmt er ein? Welches Amt bekleidet er? Ist er auch im Stande, uns in die Gesellschaft einzuführen, in der

wir glänzen wollen? Ist er so gestellt, daß wir prächtige Feste geben können, daß ich mir eine Köchin, eine Zofe, einen Diener halten kann?

O die eitlen Thörinnen! An das Herz, an die Befriedigung des Herzens denken sie zu allerletzt oder gar nicht. Was ist ihnen das Herz? Was ist ihnen die Liebe? Ein unnützes kindisches Ding, dem man nicht zu Willen sein muß! Die Liebe, ein Gefühl, das Einen zu sentimentalen Thorheiten verleitet! Zwingen wir das Herz zur Heuchelei, gebrauchen wir die Liebe zum Deckmantel unserer egoistischen Zwecke!

Und die Männer?!

Seht sie doch nur an, mit welchem spöttischen Lächeln sie jedes tiefere Gefühl entweihen! Wie sie mit Absicht jedes ideale Gefühl unterdrücken und verhöhnen! Wie sie die Liebe herunterziehen in Schmutz und Staub!

Wie die Weiber, suchen sie nicht in der Ehe die Befriedigung eines idealen Gefühls, suchen sie nicht den Frieden, die Ruhe, das Glück, was Alles nur die wahre Liebe geben kann, sondern ein sorgenfreies, möglichst glänzendes Leben! Seht sie doch nur an, mit welch mitleidigem Lächeln sie ein armes Mädchen betrachten; wie sie die reichen umschwärmen, wie sie bei guten Freunden Nachfrage halten nach Vermögen und Mitgift und wie sie bedauernd die Achsel zucken, wenn Beides ihren Ansprüchen nicht genügt.

Und dann seht die Ehemänner an, mit welcher Gleichgiltigkeit sie neben ihren Frauen den Weg des Lebens daher-

gehen. Die Gattin ist ihnen nicht eine Helferin, eine Beratherin, eine Trösterin im Kampfe des Lebens, sie ist ihnen eine schöne Puppe zur Befriedigung ihrer Eitelkeit!

Klarer und ruhiger ward es in Gretchens Seele.

Nicht mehr der Schmerz, sich verkannt zu wissen von der Welt, wühlte in ihrem Herzen; sie fühlte sich nicht im Unrecht, sie konnte ihrem Herzen, sie konnte ihrem Geliebten nicht zürnen, daß sie diesen Bund geschlossen.

„Nicht von ihm lassen will ich," flüsterte sie. „Nicht fragen, nicht forschen, was er zu thun gedenkt. Ich will ihm vertrauen, wie bisher."

Ein anderer Gedanke stieg in ihr empor.

Wenn die Worte des Majors Wahrheit enthielten, wenn dem Geliebten nichts von seinem Reichthum geblieben, war es dann nicht ihre Pflicht, sich von ihm zu trennen, für sich selbst zu sorgen, ihm die Last ihres Lebensunterhaltes abzunehmen? Konnte sie verlangen, daß er jetzt noch für sie sorgte, jetzt, da er nur die geringe Besoldung als Offizier besaß?

Das unglückliche Mädchen kämpfte einen schweren Kampf. Konnte sie jetzt fordern, daß Eberhard seine Stellung aufgebe, um sich anderweitige Beschäftigung zu suchen, welche sie Beide ernähren würde? Konnte sie von dem jungen feurigen Offizier verlangen, daß er Alles, was ihm bislang werth und theuer gewesen, ihretwegen fortwerfe, daß er allen den Hoffnungen auf Ehre im Dienst, auf Beförderung, auf Ruhm entsage? Konnte sie verlangen, daß er, der gewohnt

war an des Lebens Glanz und Luxus, jetzt sich sorgen und mühen sollte um des Lebens Nothdurft, daß er sich einspannen sollte in des Lebens harte Arbeit, daß er das Joch des mühseligen Erwerbs auf seinen Nacken nehmen sollte?

Ach, sie kannte ihn nur zu gut! Er war nicht dazu geschaffen, um das tägliche Brot zu arbeiten! Er konnte nicht die tausend Annehmlichkeiten des vornehmen Lebens entbehren, ohne sich grenzenlos unglücklich zu fühlen, ohne alle Freude am Leben selbst zu verlieren!

Wohl hatte er oft davon gesprochen, sich einen anderen Wirkungskreis zu schaffen, aber er hatte dann daran gedacht, auf eigenem Grund und Boden zu sitzen und diesen zu bebauen, oder als Künstler, als Schriftsteller hinauszuziehen in die weite Welt, fremde Völker, fremde Welten kennen zu lernen, Studien zu machen und diese Studien seines Geistes zum Nutzen des Großen und Ganzen zu verwenden. Der Verdienst, die Sorge um das tägliche Brot war immer in den Hintergrund getreten bei seinen Plänen; er hatte nie daran gedacht, daß er um des Lebens Unterhalt werde sorgen müssen.

Sie fühlte es, sie wußte es, ein Wort von ihr, und er hätte in seinem Edelmuth jedes Opfer gebracht.

Aber sie wollte, sie durfte dieses Opfer nicht annehmen. Ihre Pflicht war es, den geliebten Mann glücklich zu machen, nicht nur durch ihre Liebe, durch ihre Treue, sondern auch

dadurch, daß sie ihm das Opfer ersparte, welches er hätte bringen müssen, wenn er den Dienst verließ, wenn er sein bisheriges Leben aufgab.

Ihr Geist überdachte einen Plan, der sich zu immer größerer Festigkeit und Sicherheit verdichtete, und als die Sonne golden hinter den Bergen versank, stand er in ihr fest. „Nicht Du, mein Geliebter," sprach sie für sich, „sollst ein Opfer bringen. Schon genug opferst Du mir, wenn Du mir Deine Liebe, Deine Treue bewahrst. An mir ist es jetzt, für mich und zugleich für Dich zu sorgen. Ich bin jung und habe mancherlei gelernt. In eine abhängige Stellung kann ich mich nicht begeben, denn dann müßte ich Deine Liebe aufgeben, und dies Opfer zu bringen bin ich nicht im Stande. Ich muß meine Selbständigkeit in der Welt bewahren, um Dir auch ferner voll und ganz angehören zu können. Ich könnte als Clavierlehrerin wirken — aber Niemand würde seine Kinder mir als Lehrerin anvertrauen! Ich könnte mich durch meiner Hände Arbeit ernähren, aber das ist eine mühselige Arbeit und bringt wenig ein! Es würde uns nichts helfen. Nein, einen anderen Plan habe ich! Ich las heute in dem Annoncentheil der Zeitung, daß in hiesiger Stadt ein kleines Putzgeschäft zu verkaufen sei. Ich verstehe genug von dem Geschäft, um ein solches leiten zu können. Die kostbare Einrichtung, welche Eberhard mir gekauft, wird genug abwerfen, um das Geschäft bezahlen zu können. Das ist's! Ich bin dann frei, ich bin meine eigene Herrin! Durch Fleiß und Sparsamkeit werde

ich das Geschäft flott im Gange erhalten, werde dem Geliebten angehören können, ohne ihm ferner zur Last zu fallen. Die Leute werden lachen, werden spotten! Was kümmere ich mich darum? Sie werden auch wieder schweigen, wenn sie genug geredet haben."

Sie erhob sich, ging zu ihrem Schreibtisch, zündete die Lampe an und schrieb an den Agenten, welcher das Geschäft zum Verkauf ausgeboten.

Viertes Capitel.

Nach einigen Wochen kehrte Eberhard zurück. Der Major hatte nur zu wahr gesprochen: die Gläubiger des verstorbenen Herrn von Ellern hatten dessen Sohn nichts gelassen als einige tausend Mark; aller Besitz, Ländereien, Schloß, Wald, das Meublement, die prachtvollen Sammlungen, Alles war dem unbarmherzigen Gesetz zum Opfer gefallen. Von der Höhe des Reichthums sah sich Eberhard plötzlich an den Rand der Armuth gestellt, er selbst war fast ruinirt, da die übriggebliebene Summe kaum dazu ausreichte, seine eigenen Gläubiger zu befriedigen. Nicht etwa als ob der junge Offizier leichtsinnig sich in Schulden gestürzt, als ob er sich in Wucherer-Hände gegeben hätte. Aber das Leben eines jungen lebenslustigen Cavallerie-Offiziers bringt es mit sich, daß hier und da eine Schuld angeknüpft wird; die Kaufleute und Lieferanten bringen dem Cavalier ein so unbegrenztes Vertrauen entgegen, ja, drängen ihm oft ihre Waaren auf, ohne auf sofortige Bezahlung zu bestehen, daß durchaus kein großer Leichtsinn vorausgesetzt zu werden braucht, wenn der junge

Offizier sich plötzlich vor einer Schuldenlast von einigen Tausend Mark sieht. Diese Last war Eberhard niemals drückend gewesen, weil er in dem vollsten Vertrauen gelebt, es bedürfe nur eines Wortes an seinen Vater, um dieselbe zu tilgen.

Jetzt allerdings drückte ihn die Sorge um diese Schulden schwer; er sah ein, daß er sein Leben anders einrichten müsse; er dachte auch daran, seine Stellung als Offizier aufzugeben und sich um eine pecuniär vortheilhaftere zu bemühen. Aber dann besann er sich darauf, wie unendlich schwer es einigen Kameraden gefallen war, die, in derselben Lage wie er, sich um andere Stellungen beworben hatten, und er beschloß, wenigstens so lange noch beim Militär zu bleiben, bis er etwas Sicheres gefunden habe.

Gretchen hatte er insofern nicht die volle Wahrheit seiner Lage gestanden, als er ihr nur gesagt, daß ihm noch ein kleines Baarvermögen geblieben sei, und somit keinerlei Sorge für die Zukunft an sie herantreten würde.

Gretchen hatte ihn ruhig aussprechen lassen. Sie sah ihn mit großen Augen wie fragend an; er schlug die Augen vor diesem Blick zu Boden und seine gebräunten Wangen überflog eine leichte Röthe.

„Weshalb, lieber Eberhard," sprach sie dann mit leisem Vorwurf in ihrer Stimme, „weshalb sagst Du mir nicht die volle Wahrheit? Bin ich Deines Vertrauens nicht werth? Glaubst Du, daß ich Dich zu irgend einem Entschluß drängen

könnte, der Dich vielleicht tief unglücklich machen würde? Ich weiß, Eberhard, daß Du arm bist —"

„Gretchen!" rief er bittend.

„Ja, ich weiß es," fuhr sie fort, ihren Arm liebevoll um seine Schultern legend, „ich weiß es, es ist nicht nöthig, daß Du es mir bestätigst. Aber was schadet das? Jetzt erst sollst Du meine Liebe in ihrer ganzen Stärke kennen lernen! Nicht mehr ein glückliches, wunschloses Liebesleben an Deiner Seite darf ich führen, ich werde von jetzt ab für mich selbst sorgen —"

„Was willst Du thun?" fragte er mit angstvollem Ausdruck.

„Fürchte nicht, daß ich Dich jemals verlassen werde. Ich harre bei Dir aus, so lange Deine Liebe, Deine Treue mir bleibt."

„Gretchen," rief er, „sprich nicht solche Worte! Hältst Du mich für einen Ehrlosen?"

Sie lächelte; dann nahm sie einen Brief von ihrem Schreibtisch, reichte ihn Eberhard und sprach: „Lies!"

Eberhard überflog erstaunt das Schreiben. Es lautete:

„Mein verehrtes Fräulein!

Auf Ihr Geehrtes vom 16. September d. erlaube ich mir Ihnen zu erwidern, daß das fragliche Putzgeschäft, in der — Straße an sehr frequenter Passage liegend, für 2000 Mark mit Inventar und Ladeneinrichtung zu Ihrer

Verfügung steht. Das Geschäft kann sofort angetreten werden. Ich werde das Vorkaufsrecht Ihnen reserviren und zeichne hochachtungsvoll

B. Grüneberg,
Agent."

Eberhard lachte laut auf. Dann schloß er gerührt die Hocherröthende in seine Arme und sagte:

„Du, Du, mein liebes Kind, wolltest ein Putzgeschäft übernehmen, um mir nicht zur Last zu fallen? Ach, das ist ja zu komisch! Wie wolltest Du das, Du liebe Kleine, wohl anfangen?"

Gretchen entzog sich seiner Umarmung und sprach mit ernstem Ausdruck in dem erglühenden Gesichtchen:

„Du thust Unrecht, mich auszulachen. Ich bitte Dich um offene, ehrliche Antwort, welche Du mir schuldig bist. Besitzest Du noch genug Vermögen, daß Du ohne Sorge in die Zukunft sehen kannst, — daß wir, ohne uns Vorwürfe machen zu müssen, so wie bisher fortleben können?"

Eberhard schlug die Augen zur Erde, er vermochte nichts zu antworten.

„Siehst Du," fuhr Gretchen fort, „daß Du mir vorhin die Unwahrheit gesagt? Es wäre unverantwortlicher Leichtsinn von uns, wenn wir nicht für die Zukunft sorgen wollten; wenn wir unbekümmert um das, was sie uns noch bringen wird, weiter leben wollten wie wir gethan. Jetzt gilt es unser Schicksal selbst zu bestimmen."

„Ja, Du hast Recht," rief Eberhard. „Aber weißt Du, ich werde den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen! Du hast Recht, ich besitze nur noch einige tausend Mark, welche unser Leben, so wie wir es jetzt führen, bald verschlingen würde! Deshalb muß ich handeln, ehe die Noth, die Armuth hereinbricht. Ich werde meinen Abschied nehmen, ich werde mir auf andere Weise eine einträgliche Stellung zu verschaffen wissen. Du sollst nicht arbeiten — Du sollst keine Noth leiden!"

„Ich erkenne Deinen Edelmuth," sprach gerührt Gretchen, „aber ich darf das Opfer, das Du im Begriff bist zu bringen, nicht annehmen. Du lebst in Deinem jetzigen Beruf, Sünde wäre es, wollte ich Dich demselben entziehen, die Menschen würden es mir nie verzeihen, und ich wäre nie von dem Vorwurf frei, Dich unglücklich gemacht zu haben. Nein, Du bleibst in Deinem Dir liebgewordenen Berufe, bis Du mit Ehren Deinen Abschied nehmen kannst. Ich werde aber für mich selbst sorgen!"

„Was werden die Leute sagen?

„Eben der Leute wegen beharre ich bei meinem Vorsatz," fuhr das Mädchen fort. „Sie sollen nicht sagen, daß ich Dich in's Unglück gestürzt, indem ich Dich Deiner Carrière entzogen. Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn Du als freier Mann den Besitz Deines väterlichen Erbes angetreten hättest; mit leichtem, fröhlichem Herzen wäre ich Dir gefolgt. Ich hätte mich um das Gerede der Leute nicht gekümmert, welche

meiner Liebe zu Dir vielleicht unedle Motive zu Grunde legen, jetzt aber sollen sie erkennen, daß nur die uneigennützigste Liebe mich mit Dir verbindet, dadurch, daß sie mich arbeiten sehen, ringen sehen um eine selbständige Existenz, ohne Dir untreu zu werden. Kannst Du dermaleinst vor der Welt mich als Deine Frau anerkennen, dann werde ich mit dankbarem Herzen Dir folgen, wohin Du willst."

Aufgeregt, mit düsterer Stirn ging Eberhard im Zimmer auf und ab. Er mußte die edlen Beweggründe der Geliebten anerkennen und doch sträubte sich sein ritterliches Gefühl dagegen, Gretchens Plan gut zu heißen.

Gretchen aber fuhr nach kurzer Pause fort ihren Plan weiter auseinander zu setzen, und als sie schließlich ihre Arme um seinen Hals schlang und leise flüsterte: „Gewähre mir die Bitte, lieber Eberhard! Es ist kein Opfer, das ich Dir bringe, ich fühle mich im Gegentheil dadurch gehoben in meinen eigenen Augen, und Du wirst sehen, auch Du wirst glücklicher und zufriedener sein. Wir werden zusammen ringen und streben nach einer freien Existenz!" da war er überwunden und gab, wenn auch noch zögernd, seine Zustimmung.

„Aber," sprach er, „die Hauseinrichtung hier wird nicht verkauft. Noch besitze ich genug, um Dir das Geschäft zu kaufen, ohne daß ich Noth zu leiden brauche. Ich selbst werde mit dem Agenten sprechen, nur unter dieser Bedingung willige ich ein."

Gretchen mußte nothgedrungen nachgeben.

Nach einigen Wochen hatte die Gesellschaft einen neuen Gesprächsstoff. Margarethe Vollmer, deren Verhältnisse zu Eberhard schon seit geraumer Zeit ein öffentliches Geheimniß gewesen, war Besitzerin eines Putzgeschäftes in einer der belebtesten Straßen der Stadt geworden.

Die verschiedenartigsten Meinungen wurden laut. Einige meinten, daß Herr von Ellern seine Geliebte abgefunden habe; Andere versicherten, Fräulein Vollmer habe jetzt den verarmten Offizier verlassen und ein neuer, reicherer Liebhaber habe ihr das Geschäft gekauft; noch Andere spotteten, daß Lieutenant von Ellern den Gewinn des Geschäfts theile und wahrscheinlich bald den Dienst verlassen würde, um sich ganz dem Geschäfte zu widmen. Niemand wollte die Uneigennützigkeit des Mädchens anerkennen; hämisch und spöttisch blickten sie auf die fleißige Arbeit Gretchens, nannten das Mädchen eine gute Schauspielerin und machten cynische Anspielungen, daß ein so schönes Mädchen in einem öffentlichen Geschäft schon Kundschaft erhalten würde; gute Freunde fänden sich rasch, welche gern die Rechnungen der Fabrikanten und Lieferanten bezahlen würden. Ein schönes Mädchen, welches das Leben richtig auffasse, sei noch niemals zu Grunde gegangen!

Es ist der Lauf der Welt, daß die edlen Beweggründe unseres Handelns niemals erkannt werden; geschieht irgend etwas Außerordentliches, Außergewöhnliches, so legt der Mensch nur seinen kleinen philisterhaften Maßstab an; erhebt sich eine Stimme, welche auch das Edle der Handlungs-

weise hervorzuziehen sucht, wird sie überschrieen von dem großen Haufen, und eingeschüchtert schweigt der Edelgesinnte, aus Furcht, gleichfalls von dem Schmutz der Verleumdung und des kleinlichen Hasses überschüttet zu werden.

Am größten war das Erstaunen des Gerichtsschreibers Vollmer und seiner Frau. Im Anfang wußten sie nicht recht, wie sie sich zu dem neuen Ereigniß stellen sollten. Vor einem Jahre noch hätten sie ihre elterliche Autorität geltend machen können, jetzt war Gretchen mündig geworden und dadurch ihrer Macht entzogen.

Der Gerichtsschreiber hüllte sich zuerst in würdevollen Stolz. Er dachte nicht daran, daß seine eigenen und seiner Gattin Mißhandlungen Gretchen aus dem Hause getrieben hatten, in seiner beleidigten Würde als Familienvater und Staatsbeamter pflegte er zu sagen, indem er, wie es seine Gewohnheit war, die linke Hand in die Seite stemmte und die Rechte in die Weste versteckte: „Undankbarkeit ist der Lohn der Welt. Am meisten erfahren diese Wahrheit Eltern. Schmach und Schande häuft diese ungerathene Tochter auf mein graues Haupt, statt mir im Alter ein Trost und eine Stütze zu sein und der Mutter die Last der Haushaltung von den Schultern zu nehmen. Ich erkenne sie nicht mehr als meine Tochter an."

Frau Adelheid lächelte befriedigt, wenn eine freundliche Nachbarin ihr alle die Klatschereien und Verleumdungen, welche sich über Gretchen ergossen, wiedererzählte.

„Laßt sie nur machen," pflegte sie giftig zu sagen. „Sie wird ihren Lohn schon finden. Stolz und hochmüthig war sie von jeher, aber ich werde noch die Zeit erleben, wo sie auf der Straße umherirrt, ein Stück Brot zu erbetteln, um dann schließlich im Spitale zu sterben. Dann wird sie einsehen, wie gut sie es bei mir hatte."

Ihren heranwachsenden Kindern pflegte sie die Stiefschwester als die verabscheuungswürdigste Person darzustellen.

„Seht," sprach sie, wenn sie mit den Kindern (und sehr oft that sie es) an dem kleinen Laden Gretchens vorüberging, „dort wohnt die elende Creatur, welche das elterliche Haus verlassen hat, um ein Leben voll Schmach und Schande zu führen."

So waren die Reden und das Verhalten der braven Leute im Anfang. Als sich jedoch der erste Sturm der Ueberraschung gelegt hatte, als man sah, wie das kleine Geschäft Gretchens mehr und mehr aufblühte, als einzelne Stimmen laut wurden, welche des tapferen Mädchens Handlungsweise billigten, welche ihren Fleiß, ihre Umsicht lobten und die bestimmte Erwartung aussprachen, daß in nicht sehr ferner Zeit Gretchen sich eine behagliche, selbständige Stellung gründen würde, da änderten sich mit einem Male Ansicht und Benehmen der beiden biederen Gatten.

„Wir leben hier so einfach wie möglich," sprach Frau Adelheid neidisch, „und bringen es doch zu nichts. Dein Gehalt als Gerichtsschreiber ist so klein, daß man sich kaum

mit seinen Kindern anständig kleiden kann. Es wäre wahrhaftig nicht zu viel gethan von Deiner Tochter, wenn sie uns an ihrem Ueberflusse in etwas theilnehmen ließe. Unsere Buben haben schon seit langer Zeit neue Jacken nöthig und unsere Lisbeth könnte recht gut einen neuen Winterhut gebrauchen. Auch auf meinem Hut sind die Federn schlecht geworden und ein Dutzend Taschentücher könnten auch Dir nichts schaden."

„Der Klügste giebt nach," meinte würdevoll der Gerichtsschreiber, „und die erste Hand zur Versöhnung zu bieten ist keine Schande; sondern gereicht dem Christen zu hoher Ehre."

Mit dieser versöhnlichen Stimmung im Herzen betrat der Gerichtsschreiber den Laden seiner Tochter.

„Alles soll vergeben und vergessen sein, meine Tochter," sprach er, und schloß Gretchen scheinbar gerührt in seine Arme, während es ihm gelang, seinen kleinen Augen eine Thräne zu erpressen, die langsam die glänzenden, dicken Wangen herablief.

Gretchen hatte unbekümmert um den Neid und den Haß der Menschen ihr Geschäft besorgt. Nicht ohne geheimes Bangen und ängstliches Herzklopfen war sie wieder hinausgetreten aus ihrer glücklichen Einsamkeit in die bewegte Welt. Aber mit Energie hatte sie jede Schwachheit niedergekämpft; die innere Stimme, welche ihr sagte, daß sie recht gehandelt, gab ihr Muth und Kraft. Allmälig schwand die Befangenheit, welche sich ihrer Anfangs in dem Verkehr mit den

Menschen bemächtigt hatte, sie erröthete nicht mehr, wenn neugierige zudringliche Blicke sie anstarrten, ihre Worte stockten nicht mehr, wenn sie mit den Leuten sprach, und allgemach gewann sie auch ihr äußeres Gleichgewicht wieder.

Der Erfolg ihres Unternehmens ermuthigte sie immer mehr. Waren Anfangs die Kunden wohl nur aus Neugierde zu ihr gekommen, um ihren Witz und Spott an ihr auszulassen, so änderte sich das bald.

Niemand, weder Herren noch Damen konnten sich dem Zauber entziehen, den Gretchens Persönlichkeit, ihre Freundlichkeit gegen Jedermann, ihre Bescheidenheit, ihre Zuvorkommenheit ausübte. Die Herren waren entzückt von der Schönheit, der Anmuth ihrer Erscheinung. Die Damen bewunderten ihren Geschmack, ihre bescheidene Zurückhaltung, sie hatten sich die Geliebte des Herrn von Ellern eben ganz anders gedacht. Im Anfang hieß es, wenn von Gretchen die Rede war: „die freche Person“. Später zählte die junge Geschäftsinhaberin gerade unter den Damen der Gesellschaft ihre größten Freundinnen. Ja einzelne Damen gingen sogar so weit, daß sie Gretchen zu sich einluden unter irgend einem Vorwande. Bald bedurften sie Gretchens Rath bei einem neuen Hut, bald sollte sie ihnen eine neue Toilette arrangiren helfen, bald ihnen Rath ertheilen bei der Wahl eines Maskencostüms.

Gretchen war anfangs nur widerstrebend diesen Aufforderungen nachgekommen, Sie hatte geglaubt sich Demüthigungen auszusetzen, aber gerade die vornehmsten Damen

behandelten sie mit solch zarter Rücksichtnahme, kamen ihr so freundlich, mit wohlthuender Höflichkeit entgegen, daß des Mädchens Scheu bald verschwand.

„Es ist ein reizendes Geschöpf," sagte Frau Gräfin X. zu Frau Baronin von Y. „Sie sollten nur sehen, meine Beste, wie die niedliche Person sich zu benehmen weiß! Wie bescheiden sie sich stets in den ihr zugewiesenen Grenzen zu halten weiß! O, manche junge Dame der Gesellschaft könnte von ihr lernen!"

„Und," fügte Frau von N . . . . hinzu, „mit welchem Geschmack kleidet sich das Mädchen! Nichts Ueberladenes! Nichts Hervorstechendes! Und doch stets fein und elegant! Ich ziehe Fräulein Vollmer stets bei meinen Toiletten zu Rathe!"

„Aber ihr Verhältniß zu Herrn von Ellern . . . .?" warf eine Andere ein.

„Mein Gott," rief Frau Gräfin X., „wie kann man so engherzig sein! Was geht es uns an, ob sie einen Geliebten hat oder nicht! Sie ist ja frei in ihrem Handeln. Manche, die es nicht ist, hat doch einen Geliebten und verkehrt noch obendrein in der Gesellschaft."

Dieser letzte Grund beseitigte alle Bedenken. Es mochte wohl manche der Damen sich scheuen, über ein solches Verhältniß zu sprechen. Man wirft eben nicht gern mit Steinen, wenn man in einem Glashause sitzt. Um so eifriger nur nahmen sich solche Damen, die selbst kein ganz reines Gewissen hatten, des jungen Mädchens an.

Auch nach anderer Seite hin wußte sich Gretchen Sympathieen zu erwerben. Die Fabrikanten und Engros-Geschäfte kamen der jungen Anfängerin, über deren Verhältnisse sie wohl Erkundigungen eingezogen hatten, zuerst mit einem gewissen Mißtrauen entgegen. Als sie aber sahen, wie redlich das Mädchen strebte, wie sie bemüht war, allen ihren Verpflichtungen auf das Gewissenhafteste nachzukommen, da verwandelte sich dies Gefühl in das des größten Zutrauens, und nur allzuviel ihrer Waaren wußten sie Gretchen aufzuschwatzen.

„Sie wird uns nicht betrügen," sprachen sie, „und wird schon Mittel und Wege finden uns zu bezahlen, wenn wir auch Anfangs etwas längeren Credit als gewöhnlich geben müssen."

So fühlte sich Gretchen bald in ihrem neuen Wirkungskreise glücklich und zufrieden. Sie achtete nicht auf die neidischen, boshaften Bemerkungen eines Theils der Bevölkerung, sie war artig und freundlich gegen die Menschen, welche zu ihr kamen, gewissenhaft im Verkauf ihrer Waaren und gewissenhaft gegen ihre Lieferanten.

Wie freute sie sich, als sie ihre Bemühungen belohnt sah! Welche Genugthuung erfüllte sie, wenn sie Abends nach Schluß des Geschäfts die Kasse machte, ihre Bücher in Ordnung brachte und am Schluß des Monats die Bilanz zog. Mit welch freudigem Stolz berichtete sie dem Geliebten den Erfolg ihrer Arbeit, der ihr lächelnd zuhörte und nicht begreifen konnte, daß auch in ihm sich ein Interesse regte für diese

liniirten Bücher mit ihren Zahlenreihen und für die Rechnungen und Geschäftsbriefe mit ihrem gleichmäßigen Stil und ihren einförmigen Ausdrücken. Wie lachten sie zuerst, als sie zusammen die doppelte Buchführung studirten und sich mit den Kunstausdrücken der geschäftlichen Correspondenz vertraut machten! Welch ein Unterschied zwischen der jetzigen Lectüre und der früheren! In dem stillen Häuschen der Vorstadt hatten sie sich unterhalten von den Idealen der Künstler und Dichter, hatten ihre Meinungen ausgetauscht über den strengen Charakter einer Antigone, über die Nachgiebigkeit einer Ismene, hatten die Räthsel eines Hamletcharakters zu lösen gesucht, sich mit Faust in die geheimen Tiefen der Mystik, der Metaphysik versenkt und den Schmerz eines Gretchen mitempfunden!

Jetzt sprachen sie von Wechseln und Tratten, von Verfalltag und Wechselordnung, von doppelter Buchführung und Bilanz, von Einkauf und Verkauf, von Debet und Credit, von Procenten und Rechnungen, von Discontiren, Prolongiren und Protestiren, vom Verhältniß der Schuldner und Gläubiger, vom Bankerott und von dem Handelsrecht.

Doch auch hierin lag Poesie; denn die Beschäftigung mit den realsten Dingen kann zu Poesie werden, wenn uns ein idealer Zweck vorschwebt, wenn nicht nur der Geldgewinn unser Ziel ist, sondern wenn wir durch diesen unser Ideal erreichen, unser ideales Streben verkörpern wollen.

Selbstverständlich war es, daß sich die beiden Liebenden nicht mehr so häufig sahen wie früher.

Gretchens Zeit war ganz durch ihr Geschäft in Anspruch genommen und auch Eberhard war fleißig geworden; er benutzte seine freien Stunden zu Studien mancherlei Art, von denen er sich später reellen Nutzen versprach; er fing an für verschiedene Zeitschriften kleinere Aufsätze zu schreiben, meist militärischen Inhalts, um so seine Einnahmen etwas zu verbessern.

So floß das Leben der Liebenden in redlicher Arbeit und edlen, harmlosen Freuden dahin.

Nur ein Umstand verbitterte zuweilen das Glück Gretchens. Sie hatte dem Geliebten mit Absicht den Besuch des Majors verschwiegen, sie wollte nicht, daß Streit oder auch nur Feindschaft ihretwegen zwischen den beiden Männern entstehe.

Dies Verschweigen seines ersten Besuchs faßte nun aber der Major, der auf seine Don Juan-Eigenschaften nicht wenig stolz war, als eine Erlaubniß, denselben wiederholen zu dürfen, auf. Solange Gretchen noch das Häuschen in der Vorstadt bewohnte, ritt der Major jeden Tag die Straße entlang und nickte dem Mädchen, wenn dieses, durch den Schall der Huftritte zu der Meinung verführt, Eberhard werde kommen, an das Fenster eilte, vertraulich grüßend zu. Doch schon nach einigen Tagen erschien Gretchen nicht mehr, mochte auch das edle Roß des Majors noch so zierlich courbettiren. Einmal

wollte der Enkel des großen Generals mit überraschendem Angriff die Festung nehmen, indem er keck und kühnlich in den Garten trat. Doch ein Ausfallcorps in Gestalt der alten grundhäßlichen Magd und des großen Bärenhundes kam ihm entgegen; ich weiß nicht, ob der Herr Major mit dem berühmten Namen mehr den zahnlosen Mund und die rothumränderten Augen der alten Kathrine, oder das zähne- fletschende Maul und die wuthfunkelnden Augen des Hundes fürchtete, gewiß ist nur, daß sein Angriff total abgeschlagen wurde.

Auch die List führte nicht zum Ziel; die alte Kathrine wies energisch das Markstück des Herrn Majors zurück und für den Hund hätte selbst das größte Goldstück kein Inter- esse gehabt. An eine Wurst hatte der Angreifer zum Glück nicht gedacht.

Des Majors Eifer legte sich etwas; er zog sich auf den Beobachtungsposten zurück.

Als nun aber Gretchen das Geschäft in der Stadt er- öffnete, stieg neue Hoffnung in der Seele des Verliebten empor. „Jetzt kann sie mir nicht mehr ausweichen, die Teufelsdirne,“ sprach er bei sich und schnalzte vergnügt mit den Lippen. „Ihre Sprödigkeit war nur Schein, den sie aufrecht erhalten mußte, so lange sie noch in der Abhängigkeit Ellerns lebte!“

Nach einigen Tagen hatte er einen neuen Angriffsplan ersonnen. Stürmischer Muth, das sah er wohl ein, führte nicht zum Ziel, Geduld und Beharrlichkeit mußten helfen.

Sein Wesen gegen Gretchen ward jetzt höflich und zuvorkommend. Wenn er ihr auf der Straße begegnete, grüßte er sie, gleich einer Dame aus der Gesellschaft, er vermied es in der ersten Zeit, ihr Geschäft zu besuchen und dann, als er zum ersten Mal kam um eine Kleinigkeit einzukaufen, blieb er nur einige Augenblicke und sprach nur das Allernöthigste im höflichsten Tone.

Gretchen hoffte schon seinen Nachstellungen enthoben zu sein. Doch bald sollte sie ihre Täuschung bemerken, denn der Major kam immer öfter, dehnte seine Besuche immer länger aus, wußte allmälig das Gespräch auf die Bahn zu lenken, welche Gretchen so gern vermieden hätte, erschöpfte sich in Höflichkeiten und Galanterieen, versuchte Gretchen zu bestimmen, kleine Geschenke von ihm als Erinnerungszeichen, als Zeichen seiner Hochachtung anzunehmen, lobte ihren Muth, versprach sie überall zu empfehlen, was er in Wirklichkeit auch that, erzählte kleine amüsante Geschichten aus der Gesellschaft, bei denen Gretchen unwillkürlich lächeln mußte, beging kleine Indiscretionen, indem er in das hinter dem Laden liegende Privatzimmer des Mädchens einen Blick zu werfen suchte, oder wie aus Zufall seine Hand leicht um ihre Schulter legte, kurz, er suchte auf alle nur denkbare Weise dem jungen Mädchen näher zu kommen.

Gretchen war in Verzweiflung, sie wußte nicht, wie sie sich diesen Nachstellungen entziehen konnte. Schon fing man in der Nachbarschaft an, sich gegenseitig in die Ohren zu tuscheln,

wenn der Major vorüberging, die Hälse reckten sich fast aus, damit man sehen konnte, ob der Major in den Laden Gretchens eintreten würde, man paßte auf, wie lange er in demselben blieb, beobachtete sein Gesicht, wenn er heraustrat, und da die Züge des ehrenwerthen Kriegsmannes meistens eine lächelnde Selbstzufriedenheit, ein prahlerisches Selbstbewußtsein zur Schau trugen, so war man in der Nachbarschaft überzeugt, daß des Majors Bewerbungen von Erfolg gekrönt seien.

Gretchen sah wohl die lächelnden Gesichter der lieben Nachbarn, sie bemerkte wohl das Flüstern, Tuscheln und Zischeln, aber was konnte sie thun? Dem Major das Haus verbieten? Das ging doch nicht gut an bei einem offenen Geschäft, auch hatte er bislang zu einer solchen Maßregel noch keinen Grund gegeben. An seinen Edelmuth appelliren? Sie wußte im Voraus, daß er über ihre Bedenken lachen würde. Sich an Eberhard wenden? Nimmermehr! Sie kannte ja des Geliebten reizbares Temperament, das größte Unglück hätte daraus entstehen können.

Ihr blieb nichts übrig, als dem Major mit eisiger Kälte und Zurückhaltung entgegenzutreten, jede vertrauliche Annäherung schroff zurückzuweisen. Aber der höchst tapfere und ausdauernde Reitersmann gab so leicht die Belagerung der Festung nicht auf. Er schien die Kälte und Zurückhaltung Gretchens kaum zu bemerken und fuhr in seinen Bemühungen unbeirrt fort.

Schließlich jedoch trat eine Katastrophe ein, welche diesem unerquicklichen Zustande, gleich dem Gewitter, welches die Schwüle des Sommertages bricht, ein Ende machte.

Des Königs Geburtstag war gekommen. Die Offiziere hatten den Tag, wie das Sitte ist, durch ein Festmahl gefeiert und die meisten der Herren befanden sich gegen Abend in höchst animirter Stimmung.

Auch der Major hatte der Flasche eifrig zugesprochen, und seine Laune ward noch dadurch gebessert, daß er beim Spiel einigen jüngeren Kameraden das Geld abgenommen. So taumelte er mit etwas unsicheren Schritten vom Casino, wo die Lust noch in hellen Flammen loderte, durch die Straßen der Stadt. Der Abend war noch nicht vollständig hereingebrochen. Die Gaslaternen wurden eben angesteckt und die Flammen derselben flackerten hin und her in dem heftigen Frühlingswinde. Ein feiner nebelartiger Regen rieselte nieder und durchnäßte den langen Bart des Majors.

Doch den Major kümmerte das häßliche Märzwetter nicht. Den Mantel fester um die breite Brust ziehend, welcher der heutige Tag einen neuen Orden gebracht hatte, und eine Melodie aus der neuesten Operette pfeifend schritt er vergnügt durch den feuchten Abend dahin.

Jetzt stand er vor dem Laden Gretchens, ein listiges Lächeln überflog sein weingeröthetes Gesicht, als er im Innern des Magazins das Mädchen auf eine kleine Leiter steigen sah, um die Gasflammen anzuzünden. Rasch öffnete

er die Ladenthür und stand vor dem erschrockenen Mädchen, ehe dieses Zeit finden konnte, von der Treppe herabzuspringen.

„Ich konnte doch nicht umhin, Fräulein Gretchen," sprach er im vertraulichen Tone, „Sie heute noch einmal zu begrüßen. Sie sehen, daß ich stets an Sie denke! Sogar im Geräusch des Festes verläßt mich der Gedanke an Sie nicht und ich habe mich aus dem hellen Saal fortgestohlen, um mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern."

Gretchen erkannte, daß der Major zu viel getrunken habe. Sie erwiderte und ihre Stimme bebte etwas:

„Lassen Sie mich heruntersteigen, Herr Major! Ich habe noch so unendlich viel zu thun heute Abend, daß ich auf Ihre Gesellschaft verzichten muß."

„Ich werde Ihnen behilflich sein, schönes Kind," flüsterte der Halbtrunkene; und ehe Gretchen es verhindern konnte, fühlte sie sich von den Armen des Offiziers fest umschlungen. Wie ein Kind hob der kräftige Mann das junge Mädchen in die Höhe, preßte sie fest an seine Brust und versuchte seine vom Wein noch feuchten Lippen auf den Mund Gretchens zu drücken.

Einen gellenden Schrei stieß Gretchen aus und ohne zu wissen, was sie that, schlug sie mit der geballten Faust dem Major heftig in das Gesicht. Dieser taumelte zurück und ließ das Mädchen frei. Doch der Schlag hatte seine Wuth erregt und er wollte sich eben auf die Zitternde stürzen, als die Thür des Ladenzimmers sich öffnete und die Arbeiterin

Gretchens, ein junges blasses Mädchen, die alte Magd Kathrine und der große Hund eintraten.

Gretchen flüchtete sich zu der großen, starkknochigen Magd, die herausfordernd die Arme in die Seite stemmte, während der Hund Miene machte, sich auf den Major zu stürzen.

„Schütze mich, Kathrine!“ flüsterte angstvoll Gretchen. „Er will mich küssen!“

„Schämen Sie sich nicht, Herr Major,“ kreischte die alte Magd, „schämen Sie sich nicht, ein schutzloses, ehrliches Mädchen zu überfallen? Das ist nicht wie ein feiner Mann gehandelt! Ein gewöhnlicher, ehrlicher Arbeitsmann thut so etwas nicht!“

„Schweigen Sie,“ herrschte der Major die Magd an. „Ich habe nichts mit Ihnen zu thun!“

„Ich will aber nicht schweigen,“ rief Kathrine wieder. „Und wenn Sie nichts mit mir zu thun haben, um so mehr ich mit Ihnen! Packen Sie sich augenblicklich aus dem Laden, Sie Mädchenjäger! Man kennt Ihre Streiche in der ganzen Stadt! Pfui über einen Mann, dessen Haare schon anfangen grau zu werden!“

„Weib!“ keuchte der Major außer sich und ballte die Hände. Kathrine aber trat drohend vor den Major hin und fuhr fort:

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, wenn Sie auch

den Säbel an der Seite haben. Gleich machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich lasse den Hund los!"

Ihre eine knochige Hand hielt mit festem Griff das Halsband des Hundes, aus dessen breiter Brust ein dumpfes Murren ertönte.

Drohend ballte noch einmal der Major die Fäuste, dann stürzte er zum Laden hinaus.

Heftig schluchzend sank Gretchen auf einen Stuhl, die jungen blasse Arbeiterin kniete mitleidig neben ihr nieder.

„Kommen Sie, Fräulein," sagte Kathrine, „Sie müssen sich ausruhen von dem Schrecken! Solch ein nichtswürdiger Mensch! Und das will ein Offizier sein! Herunterreißen sollte man ihm die Uniform! Kommen Sie, Fräulein! Fräulein Anna wird im Laden bleiben."

Auf den Arm der braven ehrlichen Magd gestützt, wankte Gretchen in ihr Schlafzimmer. Ihr war so weh um's Herz. Sie verzweifelte an der Welt, sie wollte den Kampf aufgeben. Erst als am späten Abend Eberhard zu ihr kam — denn Kathrine hatte ihn benachrichtigt, daß Gretchen nicht wohl sei — kehrte Muth und Hoffnung in ihr Herz zurück. Sie war nahe daran gewesen, dem Geliebten Alles zu gestehen, aber dann dachte sie an die Folgen, und tapfer drängte sie das Geständniß zurück, zugleich auch dem jungen blassen Mädchen und Kathrine befehlend, über den Vorfall zu schweigen.

Seit jenem Tage hatte sie Ruhe vor den Nachstellungen

des Majors. Aber im Stillen suchte der unedle Charakter des Mannes nach Rache für den ihm angethanen Schimpf. Gretchen jedoch athmete auf; sie fühlte sich von einer drückenden Last befreit und gab sich stets eifriger ihrer Thätigkeit hin. Als nun auch ihr Vater zu ihr kam und Versöhnung anbot, da glaubte sie schon den Sieg errungen zu haben. Ihr reines, gläubiges, vertrauensvolles Herz kannte noch nicht die geheimen Schleichwege des tückischen Schicksals.

Fünftes Capitel.

Ein Jahr war vergangen. Im Offiziercasino des Dragoner-Regiments herrschte ausgelassene Fröhlichkeit. Der Champagner schäumte in den geschliffenen Spitzgläsern; lustige Späße, lautes Gelächter erschallten. Der rothnasige Adjutant feierte seine Verlobung mit einem reichen Mädchen, der Tochter eines Großindustriellen.

So adelsstolz alle diese Herren auch waren, hielten sie es doch nicht unter ihrer Würde, sich mit dem Capital des selfmade man zu verbinden. Es war aber auch Zeit gewesen, das alte Wappen des genannten Adjutanten wieder etwas zu erhöhen, es war in Gefahr gerathen, vollständig unterzugehen in dem Meere von Schulden seines Besitzers.

Eine merkwürdige Geschichte, diese Verlobung! Der Vater der Braut war als einfacher Schlossergeselle vor mehr als 30 Jahren in die Stadt gekommen und hatte sich durch Fleiß und Energie emporzuarbeiten gewußt, so daß er jetzt Besitzer einer großen Maschinenfabrik war. Er war stolz auf seine geringe Herkunft, auf seine geringe wissenschaftliche Bildung,

stolzer vielleicht als der Adjutant auf seinen hochadeligen Namen. Als Zeichen seiner Abkunft, seines Standes führte der reiche Mann stets in der Brusttasche seines Rockes für Jedermann sichtbar einen Maßstab mit sich, den er im Laufe des Gesprächs, wie andere Leute wohl einen Bleistift oder ein Messer, in die Hand zu nehmen und auf und zu zu klappen pflegte. Eine Schwäche besaß unser selfmade man im hohen Grade. Die war, mit seinem sauer erworbenen Geld in der Gesellschaft zu glänzen. Deshalb hatte er seine älteste Tochter einem tiefverschuldeten adeligen Rittergutsbesitzer, dessen sämmtliche Hypotheken er getilgt, verheirathet, deshalb hatte er jetzt seiner jüngeren Tochter keine Ruhe gelassen, bis sie den Bewerbungen des ihr höchst unsympathischen rothnasigen Adjutanten Gehör schenkte. Diese Schwäche leiteten manche Leute auf den Einfluß seiner Gattin zurück, welche ihm, wenn er Abends nach Haus kam, nicht genug von dem Glanz und Glück der ersten Gesellschaft, der sie als arme adelige Gouvernante entstammte, erzählen konnte. Wie dem nun aber auch gewesen, diese Schwäche bestand und ihr mußte das Glück der Tochter zum Opfer gebracht werden.

Wenn es nach dem Willen der Tochter gegangen wäre, so hätte sie einen jungen, braven, aber armen Ingenieur geheirathet, der einige Zeit in der Fabrik ihrer Vaters eine Stellung bekleidet hatte, von derselben aber plötzlich entfernt worden war, weil er gewagt hatte, seine Augen zu der Tochter seines Chefs zu erheben.

Kurz nach diesem Ereigniß hatte sich der besagte Adjutant um die Hand des reichen Mädchens beworben; die Eltern hatten ihn sehr zuvorkommend aufgenommen, aber von der Tochter bekam er einen regelrechten Korb. Die Erinnerung an den jungen Ingenieur beherrschte noch allzusehr ihr trauerndes Herz, sie konnte dem ungeliebten Manne nicht folgen. Den Vorwürfen des Vaters, dem Bitten und Jammern der Mutter setzte sie ein düsteres Schweigen und ein trotziges „Nein" entgegen.

Für eine Zeitlang zog sich der ungeliebte Freier zurück; mit Mühe nur beschwichtigte er seine Gläubiger, denen er schon den Mund wässerig gemacht hatte nach der reichen Mitgift seiner Braut. Aber ein schlechter Soldat, der die Belagerung nach dem ersten abgeschlagenen Sturm aufgiebt!

So dachte auch unser Freund, und hatte er zuerst kühn die Festung im Sturmschritt angegriffen, so wendete er jetzt alle List eines Strategen an: wie er zuerst der Tochter seine volle Aufmerksamkeit geschenkt, so concentrirte er jetzt seine Liebenswürdigkeit auf die Mutter, und siehe da! den sanften Ueberredungskünsten dieser mächtigen Alliirten und der Zeit als wirksamsten Bundesgenossin gelang es, die Erinnerung an den Ingenieur aus dem Herzen des Mädchens in den Hintergrund zu drängen, und als der beharrliche Krieger zum zweiten Male den Sturm wagte, capitulirte die Festung.

Die Tochter des reichen Mannes hatte allerdings herzbrechend geweint, als sie ihr Jawort gegeben; sie hatte

dem Offizier ehrlich und offen erklärt, daß sie noch immer einen andern Mann liebe und nie aufhören werde, diesen zu lieben, doch unser Freund hatte ihr Jawort und mit diesem die Sicherheit, seine Schulden bezahlen zu können. Ueber die sentimentale Grille seiner Verlobten, einen Mann zu lieben, der fern in den Wäldern Amerikas an einer Eisenbahn baute, lachte er recht herzlich. Das würde sich in der Ehe schon geben!

Und hatte er nicht Recht? Vergißt der Mensch nicht nur allzuleicht im Taumel des Lebens oder in der Noth des Daseins die erste, reine Liebe des jugendlichen Herzens? Im Geräusch der Feste, in der harten Arbeit des Lebens denkt er nur zu selten an die edlen Gefühle seiner Jugend. Zuweilen nur in einsamer Stille stiehlt sich eine heiße Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendglück wieder in seine Seele; die Thräne will sich in das Auge drängen, das Herz möchte sich krampfhaft zusammen ziehen — aber der Lärm des Lebens, die harte Arbeit, sie betäuben dies Gefühl, sie machen uns unempfindlich gegen solche kindische Anwandlungen.

Der rothnasige Adjutant war jedenfalls tief untergetaucht in den Lethestrom, denn in seiner kalten Seele war jedes Erinnern an jene reine, glückliche Zeit erloschen und sein Herz glich der todten Schlacke, der jeder Funke entflohen. Deshalb hatte er auch durchaus keine Anwandlung von Eifersucht gegen diesen Ingenieur, mochte derselbe immerhin als Ideal in dem Herzen seiner Braut leben, er als Gatte wollte

schon dafür sorgen, daß diese Gestalt mehr und mehr verblaßte, aber ob es in seiner Macht stände, diese Stelle im Herzen seiner Gemahlin durch sein eigenes Bild auszufüllen, für das verlorene Glück der Erinnerung ein Glück der Gegenwart zu setzen, darum kümmerte er sich nicht. Seine Pläne waren darauf gerichtet, wie er sich und somit auch seiner Gattin eine nach Außen möglichst glänzende Existenz bereiten konnte; den Anfang hatte er gemacht, indem er die Kameraden mit dem theuersten Champagner bewirthete.

Im Grunde genommen ward man durch die Verlobung überrascht, um so mehr, als den Abend vor den Veröffentlichung derselben der glückliche Bräutigam bis vier Uhr Nachts in lustiger Gesellschaft mit einigen Kameraden und Tänzerinnen vom Theater verbracht hatte. Doch fand man diese Auffassung des Ereignisses echt weltmännisch und bewunderte den Adjutanten nur um so mehr.

Deshalb herrschte auch bei dem Champagner fast endloser Jubel und der Bräutigam ward gefeiert, als habe er eine Schlacht gewonnen. Schmunzelnd meinten die älteren Kameraden: „Der Adjutant ist ein Teufelskerl! Der wird es noch einmal weit bringen in der Welt.“ Die jüngeren Offiziere sahen bewundernd an dem Helden des Tages empor und gelobten sich im Stillen, ihm in allen Stücken nachzuahmen.

Im großen Speisesaal des Casinos war es still geworden. Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich in

einen kleineren Nebenraum zurückgezogen, in dem der Major mit dem berühmten Namen eine kleine Bank legte.

Mit dem Antlitz eines würdigen Gelehrten, welcher seinen Schülern die verwickelten Hieroglyphen einer alten Handschrift erläutert, schaute der Major auf die vor ihm liegenden Karten, mit eintöniger Stimme nannte er die gewinnende und verlierende Karte und strich ruhig und sicher den Gewinn ein, in eben derselben Weise den Verlust auszahlend. In den Zwischenpausen der Taillen schlürfte er ab und zu ein Glas Champagner oder gab den jüngsten Herren Erklärungen und Erläuterungen über die Geheimnisse des Spiels, während er die Karten zu einer neuen Taille mischte.

Man sah es wohl, der würdige Major war ein alter, routinirter Spieler. Man darf ihm diese Leidenschaft nicht als Fehler anrechnen, sein berühmter Ahn besaß dieselbe ebenfalls im höchsten Grade, so daß also die Passion in dem Blute des Geschlechtes zu liegen schien.

Rings um den Tisch standen mit erhitzten Gesichtern, glühenden Augen die Pointeurs. Mancher gute Junge sah mit verzweifelndem Blick den letzten Thaler seines väterlichen Zuschusses dahingehen; dann beugte er sich flüsternd zu dem Major herab, der ihm gegen eine Quittung aus der Verlegenheit half. Vorzüglich stark am Spiel betheiligte sich der Adjutant. Er verlor unaufhörlich und seine Quittungen häuften sich an der linken Seite des Bankhalters gar bedenklich.

Dieser lachte den Adjutanten öfter an indem er rief: „In allen Sachen, guter Freund, können Sie kein Glück haben! Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! Faites votre jeu, messieurs! Tout va! Mettez! Mettez!“ -

Der Major hatte sicher einen Cursus an der Bank zu Baden-Baden oder Homburg durchgemacht.

Im Kreise der Spieler fehlten der joviale Tischpräsident, der elegische Premierlieutenant und auch Eberhard von Ellern.

Die drei Herren saßen noch im großen Saale an der Tafel. Der Tischpräsident zog ein gutes Glas Wein, in aller Ruhe genossen, den Aufregungen des Spieles vor; der elegische Premierlieutenant wollte seine Kasse den Gefahren des Spiels nicht aussetzen und Eberhard hatte ebenfalls dem allzu kostspieligen Vergnügen entsagt, dessen trügerische Lust ihm schon längst bekannt war.

Auf der Tafel herrschte die wilde Unordnung, welche eine halbtrunkene Gesellschaft zurückzulassen pflegt.

Halbgeleerte Champagnerflaschen standen in den silbernen Eiskübeln umher; hier und da war ein Glas umgestoßen worden, so daß der Wein in breitem Strome sich über das Tischtuch ergossen; die Fruchtkörbe und Tafelaufsätze mit dem Dessert waren geplündert und schauten traurig auf die allgemeine Verwüstung herab, Apfelsinenschalen, Nüsse, Brotreste, kleine Bomben, aus dem weichen Theile des Brotes geknetet, umgestürzte Salzfässer, Cigarrenstumpfe und Cigarrenasche,

abgebrannte Streichhölzchen — das Alles bedeckte in buntem Durcheinander den Tisch.

Die aufwartenden Ordonnanzen gingen ab und zu, einigermaßen Ordnung in dies Chaos zu bringen.

Der Abend brach langsam herein, aus dem Spielzimmer fiel der helle Kerzenschimmer in den Saal, in welchem auf Wunsch der drei zurückgebliebenen Herren die Gasflammen noch nicht angezündet waren. Es plauderte sich so angenehm in dieser Dämmerstunde! Nur eine kleine Spirituslampe brannte auf dem Tisch zum Anzünden der Cigarren, magisch flackerte die bläuliche Flamme auf und ab, zuweilen einen zitternden Reflex auf die röthlichen Wangen des jovialen Rittmeistes werfend.

Dieser hatte offenbar des süßen Weines etwas zu viel genossen, das freundliche Haupt sank tief und tiefer auf die Brust, den kurzen dicken Fingern entfiel die Cigarre, die Aeuglein schlossen sich fest und fester, tiefe gurgelnde Töne brachte der ruhige, gleichmäßige Athem hervor — der Herr Rittmeister schlief den Schlaf der Gerechten, so süß, so ruhig, so friedlich zwischen all dem wüsten Lärm, dem Gläserklirren, den Fluchworten der Spieler, dem leisen Klingen der Geldstücke, wie ein Kind, in dessen Nähe die Flammen eines brennenden Hauses emporknistern.

Leise plaudernd saßen Eberhard und der elegische Premierlieutenant zusammen.

„Sie sollten sich auch eine reiche Frau, suchen," meinte der Letztere.

Eberhard zuckte mit den Schultern, stieß eine dichte Dampfwolke aus und sah so träumerisch lächelnd, doch schweigend den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach.

„Ich weiß," fuhr der Premierlieutenant fort, indem er gleich einer geknickten Blume sein Haupt auf die linke Schulter neigte, „ich weiß, lieber Ellern, daß Sie kein Vermögen mehr haben, weshalb wollen Sie es nicht machen wie unser Adjutant? Ich bereue es aufrichtig, daß ich meine Zeit habe unbenutzt verstreichen lassen. Jetzt ist es zu spät! Mich alten Kerl nimmt Keine mehr."

Er seufzte herzbrechend und neigte zur Abwechselung das Haupt auf die rechte Schulter, während seine Finger, welche mit den langen, sorgfältig zugespitzten Nägeln den Klauen eines Raubvogels glichen, geschickt eine Cigarrette drehten. Nachdem er dieselbe in Brand gesteckt, versenkte er die Hände in die Hosentaschen, streckte die langen Beine weit von sich und sah Eberhard mit trübem Lächeln an.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Ellern," hub er dann wieder an. „Ich mache ihnen ja keinen Vorwurf, aber ich würde an Ihrer Stelle heirathen, das Andere ist ja Unsinn!"

„Nun," erwiderte Eberhard lebhafter als nöthig, „so will ich Ihnen denn gestehen, daß, sowie ich eine passende anderweitige Stellung gefunden habe, ich das Regiment verlassen und Ihrem Rathe folgen, d. h. heirathen werde."

„Begehen Sie keine Thorheit! Begehen Sie keine Thorheit, Ellern!“ jammerte der Elegische. „Die klügsten Leute sind schon verhungert auf dieser erbärmlichen Welt.“

Ehe Eberhard antworten konnte, stürmte ein jugendlicher Offizier aus dem Spielzimmer in den Saal und rief: „Nein, es ist nicht zum Aushalten mit dem Major! Ich bin fertig, total fertig!“

Er ließ sich auf einen Sessel neben dem elegischen Premierlieutenant fallen, ergriff ein Glas Wein und stürzte es auf einen Zug hinunter. Das jugendliche, fast noch knabenhafte Gesicht mit dem ersten Anfluge eines Bärtchens, mit den großen wasserblauen Augen und den vollen Wangen war purpurroth, an den Schläfen waren die Adern dick angeschwollen, man glaubte das erregte Blut in ihnen circuliren zu sehen.

„Beruhigen Sie sich, Himstedt, beruhigen Sie sich!“ mahnte der elegische Premierlieutenant. „Hab ich's Ihnen nicht gleich gesagt, Sie möchten sich nicht mit dem Major einlassen? Lassen Sie jetzt den verdammten Champagner aus dem Leibe, trinken Sie eine Tasse schwarzen Kaffee.“

Mit diesen Worten winkte er einer Ordonnanz, welche verschwand und nach kurzer Zeit mit Kaffee erschien.

Lieutenant von Himstedt war erst seit einigen Monaten Offizier. Er kannte noch nicht die Aufregungen des Lebens, die Enttäuschungen und Mühseligkeiten; mit jugendlichem Ungestüm stürzte er sich in den Strudel der tollsten Vergnügungen. Heute zuerst schien ihm aber eine Ahnung von

der Eitelkeit, von der Nichtigkeit eines solchen Daseins aufzugehen.

Trostlos starrte er in das Leere.

Dachte er an die Abschiedsworte seines ernsten, braven Vaters, der mühsam seine zahlreiche Familie von der Pension eines Oberstlieutenants ernährte? Dachte er an seine Mutter, die mit fleißiger, sparsamer Hand den Haushalt leitete? Dachte er an die alternden Schwestern, welche durch Stundengeben, durch Handarbeiten die Einkünfte der Familie zu vergrößern strebten? Und das Alles thaten sie, nur damit er, der Stolz, die Freude der Familie, standesgemäß in dem Dragonerregiment auftreten konnte!

Ein leises Stöhnen rang sich aus der Brust des Jünglings.

„Mein ganzes Equipirungsgeld habe ich verspielt," flüsterte er, wie zu sich selbst. „Wovon soll ich den Schneider bezahlen? Und ich schulde dem Major noch eine bedeutende Summe, die ich übermorgen bezahlen soll! Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf."

Mitleidig betrachtete Eberhard den jungen Kameraden. Wie schmerzte es ihn jetzt, nicht mehr helfen zu können! Früher hatte er oft einen Kameraden aus ähnlicher Verlegenheit gerettet.

„Ruhe, Ruhe, Himstedt," sprach der Melancholische. „Reden Sie nicht solchen Unsinn! Der Schneider wartet und mit dem Major will ich Rücksprache nehmen. Man muß

nicht gleich verzweifeln! Sie werden wohl noch öfter in solche Verlegenheiten gerathen. Da trinken Sie, da ist der Kaffee.“

Mit durstigen Lippen schlürfte der junge Offizier den belebenden Trank. Derselbe schien seine Lebensgeister zu ermuthigen.

„Ich möchte es wohl noch einmal versuchen,“ meinte er mit einem Blick nach dem Spielzimmer

„Lassen Sie es jetzt, Himstedt,“ ermahnte der ältere Kamerad. „Der Major sitzt heute im Glück, es ist nichts gegen ihn zu machen, ich kenne das.“

Er seufzte tief und drehte sich eine neue Cigarrette.

„Ja, Sie haben Recht,“ rief Herr von Himstedt. „Das Glück des Majors ist fabelhaft! Aber nicht nur im Spiel, sondern auch bei den Weibern soll er solch fabelhaftes Glück haben. Kennen Sie die kleine Putzmacherin Vollmer?“

Vergebens suchte der elegische Premierlieutenant den jungen unerfahrenen Kameraden durch einen wohlmeinenden Fußtritt auf das Gefährliche seiner Worte aufmerksam zu machen. Der Name war ausgesprochen. Wie ein angeschossenes Wild fuhr Eberhard empor. „Was ist es mit Fräulein Vollmer,“ rief er drohend. „Sprechen Sie, Himstedt!“

Dieser, der wegen seiner kurzen Anwesenheit beim Regiment noch keine Kenntniß von dem Verhältniß Eberhards zu Gretchen hatte, sah erstaunt in das Gesicht des Kameraden.

„Ellern, ich bitte Sie,“ suchte der Pemierlieutenant zu beschwichtigen, aber Eberhard wiederholte:

„Sprechen Sie, Himstedt, was wissen Sie von Fräulein Vollmer?"

„Nun, mein Gott," erwiderte dieser mit dem verblüfftesten und unschuldigsten Gesicht von der Welt, „der Major soll sehr intimen Umgang mit der kleinen Putzmacherin haben — "

„Das ist eine infame Lüge!" rief Eberhard.

Himstedt sprang empor.

„Ellern, um Gotteswillen, beruhigen Sie sich!" rief der Premierlieutenant.

„Sie werden mir Rechenschaft geben für diese Verleumdung, Herr von Himstedt," sprach zornbebend Eberhard.

Der joviale Rittmeister erwachte und schaute sich mit blöden Augen um.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Ellern," wollte Himstedt beginnen, doch Eberhard unterbrach ihn und fragte:

„Woher haben Sie diese infame Lüge?"

„Mein Gott," sprach der junge Offizier, „der Regimentsadjutant hat es mir erzählt . . . ."

„Der Schurke!" keuchte Eberhard und wollte in das Spielzimmer eilen.

Der elegische Premierlieutenant erfaßte ihn beim Arm und hielt ihn zurück.

„Ellern, besinnen Sie sich, was Sie thun wollen," sagte er eindringlich. „Lassen Sie heute die Geschichte ruhen. Sie

haben viel getrunken, die Anderen sind fast alle betrunken — warten Sie bis morgen mit Ihren Maßregeln . . ."

„Ich will den Schuft Lügen strafen," knirschte Eberhard.

„Ich will selbst morgen Ihre Sache führen," fuhr der ältere Kamerad fort. „Ich werde mit dem Adjutanten und mit dem Major sprechen. Es wird eine eitle Prahlerei des Majors sein. Sie kennen ihn ja. Kommen Sie! Lassen Sie uns gehen. Provociren Sie nur heute keinen Scandal! Bedenken Sie die Folgen!"

„Sie versprechen mir, morgen in aller Frühe von den Herren in meinem Namen Aufklärung zu fordern?"

„Ja, ja, ich verspreche das Ihnen! Kommen Sie nur jetzt!"

Fast mit Gewalt führte der Premierlieutenant Eberhard fort und verließ ihn nicht eher, als bis dieser ihm sein Wort gegeben, keinerlei Schritte zu thun, bevor er, der Premierlieutenant, ihm Nachricht gebracht haben.

Wie ein gefangener Panther wanderte Eberhard in seinem Zimmer auf und ab. Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß die Behauptungen des Adjutanten auf eine Prahlerei des Majors zurückzuführen seien, kein Gedanke an ein von Gretchen begangenes Unrecht stieg in ihm auf. Sein Zorn, seine Entrüstung richtete sich einzig und allein gegen die Urheber dieser Nachricht.

„Sie sollen mir büßen," flüsterte er ingrimmig. Allmälig beruhigte er sich. Je länger er über den Vorfall

nachdachte, desto mehr kam ihm die Ueberzeugung, daß er selbst die größte Schuld an demselben trage.

„Du bist es selbst gewesen," so sagte er sich, „welcher das arme Mädchen schutzlos dem Gespött, der Verleumdung der Welt preisgegeben. Deine Feigheit vor den Sorgen des Lebens, vor harter Arbeit hinderte dich, als du frei sein konntest, den Dienst zu verlassen und der Geliebten eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu geben. Jetzt siehst du die Früchte deiner Erbärmlichkeit! Unter welchem Namen willst du jetzt für die Ehre des Mädchens eintreten? Wird man dir das Recht zugestehen, von den Herren Rechenschaft zu fordern für die Verleumdung eines Mädchens, welches in den Augen der Welt als ehrlos dasteht? Doch wenn man mir nicht volle Genugthuung giebt, dann weiß ich ein Mittel, mir solche zu verschaffen! Ich will sie züchtigen, die elenden Lügner!"

Um die Mittagszeit des folgenden Tages erschien der melancholische Premierlieutenant bei Eberhard.

Noch elegischer, schmerzenreicher als gewöhnlich neigte er sein würdiges Haupt, als er mit leiser trauriger Stimme dem aufgeregten Freunde den Erfolg seiner Sendung berichtete.

„Es ist nichts zu machen in der fatalen Angelegenheit, bester Ellern," sprach er. „Lassen wir die Geschichte ruhen. Ihre Ehre ist in keiner Weise tangirt, und wenn ich auch das Betragen des Majors nicht billigen kann, so ist doch auch kein Grund vorhanden, ihn zur Rechenschaft zu ziehen."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte Eberhard erstaunt.

„Ich möchte Ihre Gefühle gern schonen," fuhr der Andere fort. „Ich begreife vollkommen Ihren Schmerz, Ihre Enttäuschung, aber es muß gesagt werden, lassen Sie das Mädchen laufen, es ist Ihrer nicht werth."

„Herr, was unterstehen Sie sich?" fuhr Eberhard auf.

„Werden Sie nicht heftig, lieber Ellern. Es ist nun einmal nicht anders! Die Weiber sind schwach, sehr schwach, und Fräulein Vollmer hat sie betrogen. . . ."

„Erzählen Sie mir Alles auf das Genaueste," sprach Eberhard mit finsterer Fassung, „oder ich muß Sie ebenfalls für einen infamen Lügner erklären."

„Nun, wie Sie wollen," sagte seufzend der Elegische. „Ich ging zuerst zu dem Adjutanten und erzählte ihm den Vorfall des gestrigen Abends. Er lachte hämisch und verwies mich dann an den Major, der ihm versichert habe, daß er den intimsten Umgang mit Fräulein Vollmer gepflogen. Ich begab mich zum Major und, lieber Ellern, fassen Sie sich! er versicherte mir, in Folge meines Drängens, auf sein Ehrenwort die Wahrheit der Worte des Adjutanten."

„Der Schurke!" rief Eberhard.

„Sie sehen, daß nichts zu machen ist!"

„Sie glauben also an die Schuld . . . .?"

„Gab der Major nicht sein Ehrenwort? Sie müssen sich zufrieden geben, Ellern! Sie können nicht das Ehrenwort eines Offiziers anfechten! Es kann Sie Ihre Stellung kosten. Geben Sie das Mädchen auf."

„Mein lieber Herr," erwiderte Eberhard mit kalter unheimlicher Ruhe, „sparen Sie Ihre gutgemeinten Rathschläge. Sie halten Fräulein Vollmer für eine verworfene Person, ich halte den Major für den größten Schurken, der auf Erden wandelt. Wollen Sie dem Herrn meine Forderung überbringen?"

Der elegische Premierlieutenant zuckte mit den Schultern. „Er gab sein Ehrenwort," murmelte er.

„Genug!" unterbrach ihn Eberhard. „Ich sehe, ich kann nicht auf Sie zählen. Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe. Von jetzt ab werde ich mir selbst helfen."

„Was wollen Sie thun, Ellern?" rief angstvoll der Kamerad. „Um Gotteswillen, begehen Sie keine Thorheit!"

„Ich bitte mich allein zu lassen! Leben Sie wohl!"

Mit traurig gesenktem Kopf entfernte sich der Freund.

Eine Weile ging Eberhard nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann trat er zu seinem Schreibtisch, schrieb ein kurzes Billet, rief seinen Burschen und befahl diesem:

„Trage diesen Brief zu dem Herrn Major von N. N."

Er nannte den berühmten Namen.

Der Bursche entfernte sich mit dem Brief und Eberhard seufzte erleichtert auf.

„Die Würfel sind gefallen," murmelte er. „Er kann nicht mehr zurück. Doch jetzt rasch zu Gretchen! Wie lange habe ich das liebe Mädchen nicht gesehen!"

Kein Wort über den Vorfall entschlüpfte seinem Munde,

als er in dem Zimmer Gretchens saß und dieser zuschaute, wie sie eifrig arbeitete. Mit stiller Rührung betrachtete er das reizende Oval ihres feinen Gesichtchens, das sich tief über die Arbeit beugte. Mit Entzücken lauschte er dem harmonischen Tonfall ihrer Stimme, und eine weihevolle Stimmung überkam ihn, als er in diese weichen dunkelbraunen Augen schaute, aus denen ihm kindliche Fröhlichkeit glückselige Liebe und engelhafte Reinheit der Seele entgegenleuchtete. Es wäre Wahnsinn gewesen, an ihre Schuld zu glauben.

Als Eberhard gegen Abend in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen Befehl des Obersten und Regiments-Commandeurs vor, nach dem er sich am folgenden Tage um die Mittagsstunde bei diesem seinem Vorgesetzten einzufinden habe.

Mit einigem Erstaunen las er diesen Befehl. Was in aller Welt mochte der Oberst von ihm wollen? Er war sich keines dienstlichen Vergehens bewußt, und die Ordre in Zusammenhang mit der Angelegenheit des gestrigen Abends zu bringen, daran dachte er nicht.

„Vielleicht,“ tröstete er sich, „hat sich ein ungeduldiger Gläubiger an den Oberst gewendet, obgleich ich doch regelmäßig meine Abzahlungen leiste.“

Vergebens wartete er an dem Abend und dem folgenden Morgen auf Nachricht von dem Major. Kurz vor Mittag begab er sich dann zum Oberst.

Dieser, ein kleiner, beweglicher Mann, mit spitzem

Gesichte und scharfer, etwas hämisch klingender Redeweise, empfing den jungen Offizier, indem er bemüht war, seinem lebhaften Wesen eine ernsthafte Ruhe und den Gesichtszügen einen wichtigen Ausdruck zu geben.

„Herr Oberst haben befohlen," sprach Eberhard in vorschriftsmäßiger Haltung nähertretend.

Der Oberst maß den vor ihm stehenden Offizier, der ihn um Hauptеslänge überragte, mit ernstem Blick, dann hub er an, indem er einen Brief von seinem Schreibtisch nahm und entfaltete:

„Ich habe mit Ihnen, Herr Lieutenant, eine Sache von eminenter Tragweite zu besprechen. Doch zuerst hören Sie diesen Brief und sagen Sie mir dann, ob Sie denselben geschrieben haben!"

Der Oberst las:

„Herr Major! Sie haben sich erlaubt, über eine junge Dame, Fräulein Vollmer, Nachrichten zu verbreiten, welche die Ehre des jungen Mädchens auf das Schwerste compromittiren. Sie wußten, in welchen Verhältniß ich zu Fräulein Vollmer stehe, und entblödeten sich doch nicht unter Verpfändung Ihres Ehrenworts zu versichern, daß Sie intimen Umgang mit der jungen Dame gepflogen. Ich erkläre Ihr Benehmen für unehrenhaft und Sie für einen elenden Lügner und Verleumder. Ich stehe jeder Zeit zu Ihren Diensten.

Eberhard von Ellern."

Der Oberst sah nach Beendigung des Briefes Eberhard gespannt an.

„Es ist der Brief,“ sagte dieser mit leise bebender Stimme, „welchen ich gestern Mittag an den Major gesendet habe. Nur begreife ich nicht, wie derselbe in die Hände des Herrn Oberst kommt.“

„Das werde ich Ihnen sofort erklären, mein Herr Lieutenant,“ antwortete scharf der Oberst. „Sie wollten durch dies thörichte Schreiben einen Ihrer Vorgesetzten zum Duell zwingen, dieser Vorgesetzte berichtete mir pflichtgemäß über die Angelegenheit mit der Anfrage, ob er das Duell in diesem Falle anzunehmen brauche. Ich habe mir in Folge dessen den Brief ausgebeten und mich erboten, diese Angelegenheit zu regeln. Ich verlange nun vor allen Dingen, Herr Lieutenant, eine wahrheitgemäße Beantwortung meiner Fragen.“

Eberhard verbeugte sich schweigend.

„In welchem Verhältniß Sie zu der hierin benannten Person stehen, ist leider stadtbekannt, und schon oft habe ich mir vorgenommen, mit Ihnen ein ernstes Wort darüber zu sprechen.“

„Herr Oberst,“ wollte Eberhard auffahren, doch der Oberst fuhr fort: „Ich bitte mir Ruhe aus, Herr Lieutenant! Ich habe jetzt zu sprechen. Ich kann mit Ihnen nicht über Dinge streiten, die klar wie der Tag sind. Oder wollen Sie leugnen, daß Fräulein Vollmer Ihre Geliebte ist?“

Eberhard senkte den Kopf, er konnte nichts antworten, er sah ein, daß es nutzlos sein würde, wollte er den Oberst von allen Verhältnissen in Kenntniß zu setzen versuchen. Er schwieg.

„Ihr Schweigen sagt genug!" sprach der Oberst weiter. „Nun frage ich Sie aber, wie kommen Sie dazu, für die Ehre einer solchen Person einzutreten?"

„Weil ich fest überzeugt bin, Herr Oberst," erwiderte scharf und bestimmt Eberhard, „daß der Major von N. N. gelogen hat."

„Der Herr Major hat sein Ehrenwort gegeben —"

„Trotzdem hat er gelogen!"

Der kleine Oberst wich einen Schritt zurück. Dann legte er mit entschlossener Miene den Brief auf den Tisch, stützte sich auf den Rand desselben und sagte:

„Herr Lieutenant, Sie werden sehr wahrscheinlich wissen, daß Sie sich durch ein solches Betragen der schwersten Strafe aussetzen. Ich kann nicht anders, ich muß über Sie die ehrengerichtliche Untersuchung wegen nicht standesgemäßer Ansichten und die kriegsgerichtliche Untersuchung wegen Beleidigung eines Vorgesetzten einleiten."

Eberhard erbleichte; der Gedanke, wie kläglich menschliche Einrichtungen seien, flog durch seinen Geist, doch keinen Augenblick wankte er in seinem felsenfesten Vertrauen. Er verbeugte sich schweigend und wollte abtreten.

„Ein Wort noch," rief jetzt der Commandeur, und seine

Stimme klang wieder hart und grausam. „Es thut mir leid,“ fuhr er fort, als Eberhard in streng dienstlicher Haltung wieder vor ihm stand, „es thut mir leid, einen tüchtigen und braven Offizier, wie Sie es sind, zu verlieren und zwar um eine solche Bagatelle. Herr von Ellern, ein Wort im Vertrauen! Geben Sie mir Ihr Wort, jene Person aufzugeben, diesen Brief als nicht geschrieben zu betrachten, so soll die ganze Geschichte vergessen sein. Ich lasse noch in dieser Stunde den Herrn Major hierher rufen, er sagte mir schon, daß er zu jeder Versöhnung bereit sei und daß es ihm nur lieb sein würde, wenn keinerlei Unannehmlichkeiten für Sie aus der Angelegenheit entständen.“

„Ich kann mein Wort nicht geben, ich würde dadurch meine Mannes-Ehre verleugnen!“

„Sie sind hartnäckig, Herr Lieutenant! Doch ich will Ihnen noch weiter entgegengekommen; halten Sie das mit der Person, wie Sie wollen, nehmen Sie nur diese beleidigenden Ausdrücke gegen Major von N. N. zurück, so werde ich von weiterer Verfolgung der Angelegenheit absehen, ich werde Ihre Versetzung in eine andere Garnison bewirken.“

„Ich muß meine Behauptung, daß der Herr Major gelogen, voll aufrecht erhalten.“

„Ei zum Teufel,“ rief jetzt in voller Wuth der Oberst, „mit Ihnen ist ja nichts anzufangen! Wollen Sie sich denn wirklich der gerichtlichen Untersuchung, vielleicht einer schimpflichen Entlassung aus dem Dienst aussetzen?“

„Wenn Sie mir, Herr Oberst," erwiderte Eberhard tief bewegt, „eine letzte Wohlthat erweisen wollen, so gestatten Sie mir, daß ich noch in dieser Stunde mein Abschiedsgesuch einreiche."

Stirnrunzelnd, die Lippen zerbeißend ging der Oberst einige Male im Zimmer auf und ab. Offenbar war es ihm höchst fatal, diese Angelegenheit in die Oeffentlichkeit dringen zu sehen, wie es unzweifelhaft durch eine gerichtliche Untersuchung geschehen wäre. In welches Licht setzte er sich durch eine solche Verhandlung bei seinen höheren Vorgesetzten, bei Seiner Majestät? Würde man nicht annehmen, er, der Oberst und Commandeur des Regiments, ließe es an der nöthigen Beaufsichtigung und Leitung des Offiziercorps fehlen? Die Dispositionsstellung tauchte mit ihren Schrecken vor seinem geistigen Auge auf. Der Vorschlag Eberhards dünkte ihm nicht unannehmbar.

„Welchen Grund wollen Sie angeben?" fragte er vorsichtig.

„Meine Vermögensverhältnisse genügen nicht mehr den Ansprüchen, welche man an die Stellung eines Offiziers stellen muß," antwortete Eberhard ruhig.

„Gut," rief der Oberst, „wenn Sie durchaus wollen, so werde ich Ihr Gesuch unterstützen. Aber was soll aus diesem Briefe werden?"

„Der Herr Major muß sich auf jeden Fall meiner Waffe stellen," erwiderte finster der junge Mann.

„Sie haben einen harten Kopf, Ellern,“ sagte der Oberst, indem er den Brief auf den Tisch zurücklegte. „Ich wünsche Ihnen, daß Sie mit ihm durch die Welt kommen. Leben Sie wohl! Ich bedaure, daß die Sache eine solche Wendung genommen hat.“

Er reichte dem sich verbeugenden jungen Offizier die Hand.

Eberhard entfernte sich rasch. Nach einer Stunde hielt der Oberst das Abschiedsgesuch des Lieutenants von Ellern in der Hand. Am Abend desselben Tages überbrachte der rothnasige Adjutant Eberhard im Namen des Majors von N. N. eine Forderung auf Pistolen mit dreimaligem Kugelwechsel. Jetzt weigerte sich der elegische Premierlieutenannt nicht mehr, Secundantenstelle bei Eberhard zu vertreten.

Gegen Mittag des folgenden Tages ward Eberhard mit durchschossener Brust nach Haus gebracht. Weinend sank Gretchen an dem Lager des schwer Verwundeten nieder. Die Vorgänge der letzten Tage erfuhr sie erst jetzt aus dem Munde des elegischen Premierlieutenants.

„Wird er sterben?“ fragte sie mit angstvollem Blick den die Wunde untersuchenden Arzt.

„Ich hoffe, daß er gerettet wird,“ erwiderte dieser sich aufrichtend und die blutige Sonde mit einem Tuche abwischend. „Edle Theile scheinen nicht verletzt zu sein.“

Sechstes Capitel.

Eine harte Zeit brach für Gretchen herein. Die Verwundung Eberhards war, wenn auch nicht unbedingt tödtlich, so doch sehr schwer und Wochen hindurch schwebte das Leben des Kranken in höchster Gefahr. Gretchen wich nicht vom Bett des Geliebten; zuerst sah der Arzt sie mit erstauntem Blick an, dann aber, als er den heilsamen Einfluß ihrer Pflege auf den Verwundeten bemerkte, ließ er sie ruhig gewähren und äußerte später einmal im intimen Kreise seiner Bekannten, daß des Mädchens Pflege den größten Antheil an der glücklichen Genesung des jungen Offiziers habe.

Allmälig kehrte das Bewußtsein des Kranken, der in schweren Fieberphantasien gelegen, zurück; zu schwach noch zum Sprechen, ruhte sein Blick mit inniger Dankbarkeit auf seiner Pflegerin; als er kräftiger wurde, suchte sich seine bleiche abgemagerte Hand in die ihrige zu stehlen, die blassen Lippen flüsterten liebend ihren Namen. Gretchen war jetzt glücklich, sah sie doch, daß die Genesung, wenn auch langsame, doch stetige Fortschritte machte.

Eberhards Schicksal rief bei den wohlmeinenden Leuten lebhafte Theilnahme hervor. Wenn auch über den Grund des Duells Ungewißheit herrschte, so ahnte man doch, daß Eberhards Verhältniß zu Fräulein Vollmer der Anlaß zu dem Streite mit dem Major gewesen sei. Der Major war nicht allzu beliebt, denn sein großthuendes Wesen, seine Arroganz und Prahlerei hatten Manchen unangenehm berührt und zurückgestoßen, welcher jetzt sich auf die Seite des jungen Offiziers stellte.

Auf der anderen Seite tadelte man das Benehmen Eberhards sehr; wie konnte ein Offizier für die Ehre einer Putzmacherin, wenn sie auch seine Geliebte war, einstehen? Wie konnte er für eine solche Person seine eigene Ehre, sein Leben, seine Carrière opfern? Wie war es möglich, daß er, selbst Offizier, das Ehrenwort eines anderen Offiziers anfocht? Wie grenzenlos dumm hatte er gehandelt! Statt diese feierliche Versicherung des Majors als Vorwand zu benutzen, auf gute Manier von der Person befreit zu werden, ein Verhältniß zu lösen, das seine Vorgesetzten nicht mit günstigen Augen ansahen, stürzte er sich noch tiefer in diese Verlegenheit, indem er für die Ehre eines solchen Mädchens eintrat.

Wiesen wohlgesinnte Leute darauf hin, mit welch rührender Sorgfalt Gretchen den kranken Geliebten pflegte, und daß sie unmöglich mit einem schlechten Gewissen und dem Schuldbewußtsein im Herzen diese Aufgabe solchergestalt lösen könne, so zuckte man lächelnd und höhnisch mit den Achseln. „Sie

wird ihn schon festhalten," hieß es. „Solche Personen besitzen mehr Schlauheit als Zartgefühl, und er in seinem blinden Vertrauen macht es ihr ja so leicht, die Maske der Ehrbarkeit zu zeigen."

Die Kameraden zogen sich selbstverständlich von Eberhard zurück, nur der elegische Premierlieutenant besuchte zuweilen den Freund; mit trüber Miene saß er dann an dem Bett des jungen Mannes, ohne viel zu sprechen schaute er bald in das bleiche Antlitz des Verwundeten, bald auf die zarte Gestalt Gretchens, welche mit anmuthiger Geräuschlosigkeit die nothwendigen Geschäfte verrichtete, im Zimmer aufräumend, einen frischen Verband zurecht legend, die Kissen des Lagers ordnend oder den vom Fieber und Blutverlust Erschöpften beim Trinken der Krankensuppe unterstützend.

In solchen Augenblicken wollte dann auch wohl im Herzen des melancholischen Lieutenants eine Ahnung aufsteigen von dem Werth und der Unschuld des jungen Mädchens. Er hatte jetzt Gelegenheit, in diese unschuldvollen, fast noch kindlichen Augen zu blicken, zu beobachten, wie sich ihre zarten Wangen mit leichter Röthe bedeckten bei der geringsten Anspielung auf ihr intimes Verhältniß zu Eberhard; er hatte Gelegenheit, diese ganze unschuldvolle Erscheinung mit der arroganten, prahlerischen Weise, mit dem frechen Gesichte, den lüstern blickenden Augen, den hämisch lächelnden Lippen des Majors zu vergleichen, und das Haupt nachdenklich gesenkt, in dem Herzen starken Zweifel an der Ehrlichkeit des

Majors, entfernte er sich nach jedem Besuch bei dem Kranken. Aber dieser Zweifel schwand, sobald er sich wieder in der gewöhnlichen Umgebung befand, wenn er umringt war von den anderen Offizieren des Regiments und die Ansichten von der unbefleckten Ehre des Offiziersstandes, von der Heiligkeit des Ehrenwortes eines Kameraden ihn wieder beeinflußten. Dann schüttelte er das weise Haupt über die thörichten Gedanken am Krankenbett seines Freundes und stimmte ein in das allgemeine Bedauern über den Wahn Eberhards. Ihm kam dann jener Glaube an die Reinheit des Mädchens vor wie ein Traumeswahn, welcher uns wohl in finsterer Nacht einmal überraschen kann, aber bei den ersten Strahlen des Morgens wieder verschwindet.

Einige Wochen verschwanden. Eberhard befand sich auf dem Wege der Besserung, die Genehmigung seines Abschiedsgesuches traf ein und er war jetzt ein freier Mann. Aber das Gerücht über das Duell war in zu weite Kreise gedrungen, als daß man es unberücksichtigt hätte lassen können. Der Oberst des Regiments war genöthigt, eine Untersuchung über das Duell anhängig zu machen und beide, der Major sowohl als Eberhard, wurden mit einer viermonatlichen Festungshaft bestraft, welche Eberhard sofort nach seiner vollständigen Genesung anzutreten hatte.

Gretchen weinte herzbrechend beim Abschied, vergebens suchte er sie zu beruhigen, sie konnte die Nothwendigkeit der harten Maßregel der irdischen Gerechtigkeit nicht einsehen,

welche zu der Verabschiedung und der Verwundung dem Geliebten noch die Strafe der Festungshaft auferlegte.

„Nach den vier Monaten bin ich ganz frei, mein liebes Mädchen,“ sagte er, sie in seine Arme ziehend. „Dann gehöre ich ganz Dir an und meine erste Sorge soll sein, mir eine Stellung zu gründen, welche mir erlaubt, Dich als mein geliebtes Weib heimzuführen. Dann will ich Dir all Deine Liebe und Treue vergelten, und wir wollen an diese letzte Zeit nur wie an einen bösen Traum denken. Nur noch eine kurze Weile harre aus!“

Er reiste zur Festung ab und Gretchen kehrte traurig in ihr Geschäft zurück.

Nach einem Monat hörte sie, daß der Major begnadigt worden sei, sie sah ihn in die Stadt zurückkehren, und die Hoffnung zog in ihr Herz ein, daß man auch den Geliebten der königlichen Gnade empfehlen würde.

Vergebliche Hoffnung! Für den verabschiedeten Lieutenant von Ellern, der noch dazu gewagt hatte einen Vorgesetzten der Lüge zu beschuldigen, gab es keine Gnade!

Traurig ergab sie sich in die grausame Nothwendigkeit. Eine andere Sorge noch lastete jetzt schwer auf ihr, die Sorge um ihr Geschäft. Seit dem verhängnißvollen Duell hatte sich die Klatschsucht natürlich erneut und verstärkt ihres Verhältnisses zu Eberhard bemächtigt. Gerüchte der widersprechendsten und häßlichsten Art schwirrten in der Gesellschaft umher, und die Kundinnen Gretchens fingen an sich

zurückzuziehen. Als es nun gar zur Gewißheit ward, daß Eberhard von Ellern seinen Abschied genommen, um Gretchen zu heirathen, da kannte der Zorn der ehrbaren Damen keine Grenzen. Sie fanden es lächerlich, daß ein Cavalier sich zu einem solchen Schritte hinreißen lassen könne, und gaben natürlich den Intriguen Gretchens die Schuld an all dem Unglück. Sie war es gewesen, welche den Streit zwischen dem Major und Eberhard mit Absicht herbeigeführt hatte, um den Geliebten zu einem entscheidenden Schritte zu nöthigen; ihre Koketterie hatte die Eifersucht Eberhards entflammt, und schließlich sollte sie gar von ihm gefordert haben, daß er seinen Abschied nehme um sie zu heirathen, anderfalls sie ihn verlassen würde. Der junge Mann, ganz bethört von seiner Liebe zu dem jungen Mädchen, umgarnt von ihren Intriguen, sei ein willenloses Opfer ihres Egoismus geworden. Man bedauerte den unglücklichen jungen Mann und warf alle Schuld auf Gretchen.

„Es ist nicht möglich," sagte die Gräfin X. . . ., „mit der Braut des Herrn von Ellern in Geschäftsverbindung zu stehen."

„Welche Arroganz," rief entrüstet Frau Baronin G. . ., eine weitläufige Verwandte Eberhards, „welche Arroganz von der Person, sich in die Familie der Ellern einzuschleichen!"

„Es ist ein Scandal sonder Gleichen! Man sollte die Person unter polizeiliche Aufsicht stellen," meinte eine andere ehrenwerthe Dame, der man übrigens nachsagte, sie habe aus

der Noth eine Tugend gemacht, als sie ihren alternden Obergerichtsrath heirathete.

Doch wie dem auch sein mochte, ihre Ansicht war jetzt maßgebend, die meisten Damen theilten dieselbe und Gretchen sah sich von ihren besten Kunden verlassen.

Schmerzlich fühlte das junge Mädchen die Verachtung der Damen, welche ihr früher so freundlich entgegengekommen waren. Aber muthig überwand sie diesen Schmerz, denn sie war sich keiner Schuld bewußt, welche das Unglück des Geliebten hätte herbeiführen können. Mit keinem Wort hatte sie ihn an die Erfüllung seines Versprechens gemahnt, wozu auch, sie fühlte sich ja glücklich an seiner Seite, wie die Verhältnisse lagen. Auch ihr Benehmen anderen Männern gegenüber war gewiß nie derart gewesen, daß Eberhard Grund zur Eifersucht gehabt haben konnte.

Aber diese Mißachtung der vornehmen Damen hatte die bedenkliche Folge, daß Gretchens Geschäft immer mehr zurückging.

Wie sich früher die Frauen aus den niederen Ständen nach der Ansicht jener Damen gerichtet und in Gretchens Geschäft verkehrt hatten, so folgten sie ihnen auch jetzt darin, daß sie sich mehr und mehr zurückzogen.

Gretchen sah ein, daß über kurz oder lang sie ihr Geschäft nicht weiter fortführen könne, wenn ihr kein günstiger Zufall zu Hilfe käme. Bei äußerster Sparsamkeit gelang es ihr zwar noch immer, ihre Lieferanten zu befriedigen, aber sie

hatte in den guten Zeiten eine zu große Menge Waaren bestellt, welche sie jetzt nicht absetzen konnte. Sie mußte schließlich ihre Zuflucht dazu nehmen, von dem Meublement das Entbehrlichste zu verkaufen. Ihre Arbeiterin hatte sie entlassen, nur die alte Magd hielt noch treu bei ihr aus.

„Lassen Sie den Muth nicht sinken, Fräulein," sagte die brave Kathrine. „Der junge Herr kommt bald zurück, und ihm wird es schon gelingen, eine Stelle zu finden. Er ist ja ein solch gescheidter Mann."

Gretchen hoffte und kämpfte weiter.

Die vier Monate der Festungshaft waren herum und Eberhard kehrte zurück. Groß war die Freude des Wiedersehens! Eberhards Gesundheit war vollständig wieder hergestellt und zuversichtliche Hoffnung, Muth und Kraft leuchteten aus seinen Augen,

„Jetzt werde ich für Dich kämpfen und ringen, Geliebte," flüsterte er ihr zu. „Du sollst sehen, unser treues Ausharren findet noch seinen Lohn."

Sie fühlte sich so sicher in seinen Armen, das alte Vertrauen auf eine glückliche Zukunft kehrte zurück, es war ja nicht möglich, daß er, der Geliebte, keinen Erfolg in der Welt haben sollte. Sie wollte ihm zuerst den schlechten Stand ihres Geschäfts verschweigen, aber sein scharfes Auge bemerkte denselben bald, und endlich gestand sie ihm alle ihre Sorgen.

Er nahm sich ihrer kräftig an, setzte sich mit den Fabrikanten in Verbindung, stellte ihnen die ganze Sachlage

vor und bat sie um Nachsicht bei der langsameren Zahlung. Gern gewährten die meisten der Lieferanten diese Bitte.

Um aber baares Geld zu schaffen, verkaufte Eberhard sein eigenes kostbares Meublement, seine Waffensammlung und all die vielen Luxusgegenstände, welche er sich im Lauf der Zeit angeschafft. Gretchen wollte es anfangs nicht zugeben, aber er setzte seinen Willen durch.

„Was brauche ich die Sachen noch," sprach er lachend. „An Deinem Meublement haben wir reichlich genug, wenn wir unseren Hausstand gründen, und auf meinen Wanderfahrten, welche jetzt beginnen, kann ich die Sachen doch nicht mit mir führen."

So gelang es ihm wohl, die Summe von 3000 Mark aufzubringen, alle Noth schien ein Ende zu haben. Das Geschäft Gretchens war schuldenfrei und ihre Existenz auf einige Zeit wieder gesichert.

„Solange bis ich eine Stelle gefunden," sagte Eberhard, „welche uns jeder Sorge überhebt, wirst Du Dir schon durchhelfen. Die Leute hier werden ihr Unrecht Dir gegenüber einsehen und Dir wieder ihre Kundschaft zuwenden."

„Und was gedenkst Du zu thun, Eberhard?" fragte Gretchen mit ängstlichem Blick.

„Hier in der Stadt," erwiderte er, „kann ich natürlich nicht bleiben. Ich würde keine Arbeit finden, meine frühere Stellung würde mir stets hinderlich sein. Ich werde nach Berlin gehen, dort in der Millionenstadt findet sich

leichter eine Stellung; man ist nicht so gebunden, wie hier in der Provinz, man verschwindet mehr in der Menge, man braucht nicht solche Rücksicht zu nehmen, mit einem Wort, man ist freier in der Wahl der Arbeit. Ich habe auch einige Bekannte in den dortigen ersten Kreisen, welche mir gewiß helfen werden. Habe nur Muth, ich werde schon etwas finden."

Sein Vertrauen theilte Gretchen voll und ganz. Kannte sie nicht seine edle Natur, sein braves rechtliches Herz, sein ausgedehntes Wissen, seine hohe Bildung? Wie sollte es anders möglich sein, als daß er sehr bald eine Stellung finden würde?

Mit froher Hoffnung blickte sie in die Zukunft.

So schieden sie abermals von einander und Eberhard reiste mit etwa 1000 Mark nach Berlin. Mit dieser Summe, das Einzige was er besaß, wollte er so lange haushalten, bis er einen passenden Platz für seine Arbeit gefunden.

So sehr sich Eberhard nach seiner Rückkehr aus der Festungshaft auch zurückgehalten hatte von allem Verkehr, so war doch natürlich sein mehrwöchentlicher Aufenthalt in seiner früheren Garnisonstadt nicht unbemerkt geblieben. Seine Kameraden konnten nicht begreifen, wie er dazu kam, so lange in der Stadt zu weilen, die seltsamsten Gerüchte waren im Schwange. Einige meinten, Eberhard wolle jetzt gleich seine frühere Geliebte heirathen und mit ihr gemeinsam das Geschäft betreiben, die Einsichtigeren sahen aber wohl, daß dies

die Absicht ihres früheren Kameraden nicht sein konnte, er hätte dem Geschäft ja eher geschadet als genützt, und um eine Familie zu ernähren, dazu reichte denn doch das kleine Geschäft nicht aus. Alle aber tadelten sehr, daß Eberhard zurückgekehrt sei, ja, Einige meinten sogar, man solle noch einmal auf ihn einzuwirken suchen, daß er das Verhältniß aufgeben möchte, es könne ihm ja dann gar nicht fehlen, daß er irgend eine Anstellung im Civildienst erlange, wenigstens würde ihm dann die Empfehlung des Obersten hilfreich zur Seite stehen. Der rothnasige Adjutant erbot sich dazu, Eberhard diese Meinung der Mehrzahl der Offiziere, welche auch diejenige des Obersten war, zu überbringen. Eberhard empfing den Adjutanten jedoch mit solcher abweisenden Kälte, daß sich dieser in seinem dummen Stolze tief verletzt zurückzog, zwischen den langen Zähnen murmelnd: „Das sollst Du mir büßen, hochmüthiger Bursche!"

Dieser Haß des Regimentsadjutanten konnte insofern für Eberhard sehr verhängnißvoll werden, als dieser Offizier der vertraute Rathgeber des Obersten war und im Fall, daß Anfragen über Eberhard an das Regiment gerichtet wurden, diese zu beantworten hatte.

Doch Eberhard dachte nicht an eine solche Eventualität. Er bestand auf seinem guten Recht und seinem Gewissen, das ihm keine Vorwürfe über seine Handlungsweise machte, und reiste mit frohen Hoffnungen nach der Hauptstadt.

Hier miethete er sich in einer stillen Straße eine kleine

bescheidene Wohnung und nahm sich vor, sobald als möglich seine Suche nach einer Stellung anzufangen.

In den ersten Tagen wollte es ihm oft wie ein Glück bedünken, den engen Fesseln des Offizierstandes entronnen zu sein. Die volle Freiheit nach der Festungshaft berauschte gewissermaßen seine Sinne, er fühlte sich stolz und gehoben in dem Bewußtsein, jetzt allein auf seine Kraft, auf sein Können angewiesen zu sein. Nur daß er fern von Gretchen sein mußte, warf einen dunklen Schatten auf sein Glück, aber ein sehr reger brieflicher Verkehr hob in etwas die Trennung auf. In diesen Briefen lernte er erst so recht das reine, treue Gemüth der Geliebten kennen. Noch niemals hatte sie sich so ganz und so offen gegen ihn ausgesprochen; ist es ja gerade das eigenthümliche Wesen einer edlen Seele, daß sich der Ausdruck ihres tiefsten und geheimsten Empfindens scheu zurückhält, die Worte stocken auf den Lippen, und nur der innige Blick der Augen, nur das leise Erröthen der Wangen verräth diese tiefe, heilige Empfindung des Herzens. Kühner wagt sich das Geständniß dieser Gefühle im brieflichen Verkehr hervor, leichter wird ein inniges Wort schriftlich ausgesprochen, als wenn Aug in Aug sich versenkt und Hand in Hand sich schmiegt. Sprach auch aus allen Briefen Gretchens eine tiefe Sehnsucht nach dem Geliebten, so fand er doch nie in den Worten des Mädchens ein Drängen und Treiben, ein ungeduldiges Verlangen nach endlicher Vereinigung. Die Seele Gretchens hatte nichts von dem Zauber der scheuen Jung-

fräulichkeit eingebüßt. Im festen Vertrauen auf des Geliebten Treue und Kraft wartete Gretchen ruhig und bescheiden, bis der Zeitpunkt ihrer Vereinigung kommen würde.

Gerade diese ruhige Bescheidenheit, dies vertrauensvolle Abwarten trieb aber Eberhard zu immer neuen Anstrengungen an.

Zuerst machte er denjenigen Redacteuren, mit deren Blättern er bislang schon in Verbindung gestanden, seinen Besuch, erklärte den Herren seine Verhältnisse und bat um fernere Aufnahme seiner Artikel, sowie um Zuweisung von Arbeiten, falls das Bedürfniß eintreten sollte. Bereitwillig wurde es ihm zugestanden; der persönliche Eindruck, den Eberhards ganze Erscheinung hervorbrachte, war ein so günstiger und Vertrauen erweckender, daß ihm nirgends eine abweisende Antwort zu Theil wurde.

Erfreut über diese günstige Aufnahme seitens der Redactionen, versuchte es Eberhard jetzt bei den verschiedenen Behörden, ob nicht eine Anstellung für ihn zu erlangen sei. Bei den Directoren verschiedener Gesellschaften meldete er sich, er machte den Chefs verschiedener Ressorts seine Aufwartung und bat um geneigte Berücksichtigung. Hier fand er jedoch schon weniger Entgegenkommen.

Sein altbekannter Name bahnte ihm allerdings leicht den Weg in die Bureaux der hohen Beamten und selbst einiger Minister, aber es ward ihm im Allgemeinen wenig Hoffnung gemacht. Alle Branchen, hieß es, seien so sehr überfüllt; man

zeigte ihm die Listen der schon vorgemerkten Candidaten, rieth ihm, es an anderer Stelle zu versuchen, kurz man suchte ihn hinzuhalten durch schöne, theilnehmend sein sollende Worte, versprach was möglich sei für ihn zu thun und ihm binnen einiger Zeit Nachricht zu senden.

Nach Verlauf von einigen Wochen traf dann gewöhnlich ein Schreiben ein, in dem man sein Bedauern aussprach, Eberhard nicht verwenden zu können. Gründe dieser ablehnenden Antwort wurden niemals angegeben, so daß Eberhard immer wieder bei anderen Behörden und Anstalten Versuche machte, welche er sicherlich als nutzlos aufgegeben haben würde, wenn er jene Gründe gekannt hätte.

Wie konnte er aber auch denken, daß der Haß des rothnasigen Adjutanten ihm alle Wege zu einer Anstellung versperrte? Und doch war dies der Fall! Die Behörden und Directionen, bei denen sich Eberhard gemeldet, wandten sich natürlich, um eine sichere Auskunft zu haben, an das frühere Regiments-Commando des jungen Mannes; die Antwort auf diese Anfrage war dann gewöhnlich, daß man Eberhard von Ellern, der wegen eines Duells seinen Abschied genommen, für einen fähigen Kopf und sehr talentvollen Mann halte, auch sei im Allgemeinen seiner moralischen Führung und seinem Charakter nichts vorzuwerfen, nur scheine es bedenklich einen jungen Mann anzustellen, der im Begriff sei, seine frühere Geliebte, eine Putzmacherin, welche nicht den besten Ruf genieße, zu heirathen.

Dieser letzte Zusatz, wie leicht zu errathen durch den Einfluß des Adjutanten in die Atteste aufgenommen, verfehlte nirgends seine Wirkung.

Da man aus der Ferne natürlich die thatsächlichen Verhältnisse nicht beurtheilen konnte und man sich auf das amtliche Attest des Regiments-Commandos verlassen mußte, so fand man es am bequemsten, einen bedauernden Absagebrief an Eberhard zu schreiben, dann war man aller Verantwortlichkeit überhoben. Was sollte man sich auch zu Gunsten eines verabschiedeten Offiziers bemühen? Hatte der Mensch nicht selbst sein Unglück verschuldet? Was brauchte er einen Vorgesetzten zum Duell zu fordern? Wie kam er dazu, eine Person von schlechtem Ruf heirathen zu wollen? Hatte man ihn dieser Umstände wegen nicht in dem Offizierscorps behalten mögen, wie konnte man den Beamten zumuthen, einen solchen Mann in ihre Mitte aufzunehmen?

Man hatte ohnedem Leute genug, die vacanten Stellen auszufüllen, man brauchte sich nicht mit verabschiedeten Offizieren abzuquälen! Kurz, das Resultat war, daß Eberhard nach sechs mühevollen Monaten genau auf demselben Punkt stand, wie am Anfang, um keinen Schritt war er seinem Ziele näher gekommen, wenn er auch bei einigen Zeitschriften als Mitarbeiter aufgenommen war. Aber diese literarische Thätigkeit brachte so wenig ein, daß Eberhard sein kleines Capital stark in Anspruch nehmen mußte und er schon den Tag voraussah, an dem er den letzten Thaler jener Noth-

summe ausgeben würde. Bange Zweifel an dem Erfolg seines Kampfes stiegen in ihm auf. Aber er wollte nicht verzagen, fieberhaft arbeitete er weiter; ein bedeutenderes kriegsgeschichtliches Werk hatte er unter der Feder, von dem er sich großen Nutzen versprach.

Endlich war er mit dem Werke zu Ende! Noch einmal prüfte er das Manuscript, die selbstgezeichneten Pläne und Karten, er war der Ueberzeugung, daß ihm die Arbeit gelungen war. Er zögerte nicht länger, mit dem Manuscript zu einem Verleger, der eine große Militär-Zeitung und andere militärwissenschaftliche Werke herausgab, zu eilen.

Der Buchhändler empfing Eberhard sehr zuvorkommend, nahm das Manuscript in Empfang und versprach in einigen Tagen Nachricht zu senden.

Acht Tage lang wartete Eberhard. Er wiegte sich in den schönsten Hoffnungen, sein Werk behandelte einen Gegenstand, welcher vollkommen neu war in der Militär-Literatur, und so glaubte er gewiß, daß dasselbe angenommen werden würde. Da, am neunten Tage — wie ein Donnerschlag traf es ihn — empfing er das Manuscript zurück. Ein Schreiben des Buchhändlers begleitete dasselbe, in welchem es hieß, daß der Verleger es außerordentlich bedauere, den Verlag des Werkes nicht übernehmen zu können, da gerade in diesen Tagen ein Buch herausgekommen sei, welches denselben Gegenstand behandle. Er, der Verleger, erkenne an, daß Eberhards Werk eine weit bessere Arbeit sei, als die erschienene, aber

wer zuerst komme, mahle zuerst, und das Publikum würde eine nochmalige Behandlung desselben Gegenstandes nach so kurzer Zeit nicht mit günstigen Augen betrachten. Nach einiger Zeit vielleicht wäre es möglich, mit dem nochmals überarbeiteten Werke Eberhards ein Geschäft zu machen.

Mit krampfhafter Anstrengung bekämpfte Eberhard die schmerzliche Enttäuschung, noch war sein Muth nicht gebrochen, noch zu zwei oder drei anderen Buchhändlern ging er mit seinem Manuscript, überall fand er dieselbe Antwort. Man bedauerte unendlich und vertröstete den unglücklichen Autor auf spätere Zeit. Endlich gab er den Versuch, sein Manuscript unterzubringen, auf.

Was jetzt beginnen? Eberhards Baarschaft neigte sich dem Ende zu, ein größerer Verdienst stand in nächster Zeit nicht in Aussicht, schon sah er sich genöthigt, seine ihm noch gebliebenen Kleinodien: Uhr, Kette und Ringe zu versetzen; dem bittersten Elend sah er sich dann preisgegeben.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als er in trüber Stimmung in dem schattigen Thiergarten vor dem Brandenburger Thor ziellos umherschweifte. In den knospenden Zweigen huschten zwitschernd die nestbauenden Vöglein umher, ein leiser, lauer Wind koste mit den zarten Blättern der Bäume und Büsche und küßte die eben erwachten Blümlein, die lieblichen Kinder des Frühlings. Ein wolkenloser Himmel blaute über dem grünenden Park, in dem sich eine bunte Menschenmenge fröhlich bewegte. Glänzende Cavaliere sprengten auf

edlen Rossen die Reitwege entlang, schöne Frauen blickten aus blitzenden Augen in den herrlichen Wald, dann und wann einem Bekannten freundlich zulächelnd.

Eberhard fühlte sich so mutterseelenallein in dieser lachenden, plaudernden, fröhlichen Menge und lenkte seine Schritte einem einsamen Wege des Thiergartens zu. Hier setzte er sich nieder auf eine Bank und zog einen Brief Gretchens hervor, den er am Morgen desselben Tages erhalten hatte.

Gretchen schrieb voll froher Hoffnung. Das Geschäft hatte sich wieder gehoben; sie brauchte nicht für die Zukunft zu bangen, wenn dasselbe so fort gehen würde. Aber die leise Klage über ihre lange Trennung von dem Geliebten klang aus jedem Worte, und auch Eberhards Herz erfaßte heiße Sehnsucht nach dem geliebten Wesen. Er lehnte die Stirn an den Stamm einer Buche und heiße Thränen drängten sich in seine Augen; ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seine Brust.

Man sagt wohl, daß die Zeit selbst das Andenken an die wahrhafte Liebe eines Weibes verwischen könne; im Gegentheil, die Zeit vergrößert nur diese Liebe, sie macht uns die Erinnerung an dieselbe nur theurer. Mit tausend Fäden ist das Herz an jene glückliche Zeit der Liebe gefesselt. Wohl läßt der Rausch einer flüchtigen Stunde das Bild in uns verblassen, aber in einsamen Stunden ersteht es zu neuem Glanz und zwingt uns das Geständniß ab, daß wir allein zu jener

Zeit glücklich waren, daß wir allein in jener Liebe glücklich sein können.

So erging es auch Eberhard. In ihm stieg der Entschluß empor, allen Vorurtheilen zu trotzen, zu Gretchen zu eilen, sie zu seinem Weibe zu machen und mit ihr gemeinsam Leid und Freude zu theilen. Er wollte sich ebenfalls dem Geschäft widmen und nebenbei seine schriftstellerischen Arbeiten weiter betreiben, um einen kleinen Zuschuß zu der Haushaltung zu liefern.

Mit diesem Vorsatze erhob er sich, um zur Stadt zurückzukehren und alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Doch kaum war er einige Schritte gegangen, als ihm mehrere Offiziere, in eifrigem Gespräch begriffen, entgegenkamen. Eberhard wollte ihnen ausweichen und in einen Nebenweg einbiegen, als er seinen alten Freund, den melancholischen Premierlieutenant erkannte. Unschlüssig blieb er einen Augenblick stehen, als er auch schon von jenem erkannt und angerufen wurde.

Doch wie hatte sich der elegische Lieutenant verändert! Der Hauch der Melancholie, der sonst über der corpulenten Gestalt und dem edlen Antlitz gelagert, war verschwunden; so gut es die frühere Gewohnheit, das Haupt gebeugt zu halten, erlaubt hatte, ward der Kopf jetzt stolz empor gerichtet getragen; die früher so traurig gedämpfte Stimme klang laut und kraftvoll; in seinem ganzen Auftreten zeigte sich Würde mit Kraftbewußtsein gepaart; kurz, aus dem alternden Premier-Lieutenant war ein jugendlicher Rittmeister geworden!

„Ei, zum Teufel, Ellern! Endlich finde ich Sie!“ rief er dem früheren Kameraden entgegen mit einem jovialen Klang in der Stimme. „Seit vierzehn Tagen suche ich Sie in ganz Berlin! Sie müssen ja eine wahre Fuchshöhle bewohnen, daß ich Sie nicht gefunden habe.“

Eberhard konnte nicht mehr ausweichen und legte schweigend seine Hand in die des alten Bekannten.

„Wie sehen Sie denn aus, Freundchen?“ fuhr der jugendliche Rittmeister fort. „Sie sind blaß geworden; aber sonst scheint es Ihnen gut zu gehen, wenigstens ist Ihre schlanke Taille verschwunden und ein kleiner Ansatz von Bauch zeigt sich schon. Ja ja, das ruhige Leben!“

Eberhard lächelte trübe und gratulirte dem Freunde zur Beförderung.

„Ja, es sind viele Veränderungen im Regiment vor sich gegangen,“ erwiderte dieser. „Doch darf ich die Herren bekannt machen?“

Nach erfolgter Vorstellung ging man vereint der Stadt zu, und der Rittmeister fuhr fort:

„Den Major hat sein Geschick jetzt auch erreicht, er ist als Oberstlieutenant zur Disposition gestellt worden. Der Adjutant hat sich verheirathet und erwartet die Ankunft eines Stammhalters. Ich bin Rittmeister geworden, wie Sie sehen, Ellern; und der kleine Himstedt ist wegen Schulden nach Amerika gegangen. Doch nun erzählen Sie, wie es Ihnen die ganze Zeit über ergangen ist!“

Man hatte das Brandenburger Thor erreicht. Die fremden Offiziere trennten sich von den beiden Freunden, und diese traten in ein Café unter den Linden, um hier ungestörter plaudern zu können.

Der Rittmeister bemerkte sehr wohl die gedrückte Stimmung Eberhards und sprach so lange auf ihn ein, bis es ihm gelang, den Freund zum Vertrauen zu bewegen.

Als er die aussichtslose Lage Eberhards erfahren, senkte er in der Weise der früheren Premierlieutenants-Zeit das Haupt, seufzte tief auf und starrte eine Weile schweigend mit den wasserblauen Augen vor sich hin. Dann sprach er:

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, Ellern. Ich könnte Ihnen wohl den Grund anführen, weshalb alle Ihre Bemühungen gescheitert sind, doch ich weiß, wie empfindlich Sie in dem einen Punkte sind, und ich schweige lieber. Aber einen Vorschlag will ich Ihnen machen, muß es Ihnen jedoch überlassen, ob sie darauf eingehen wollen. Sie wissen vielleicht nicht, daß ein Oheim von mir Minister geworden ist; er ist gegen mich stets gütig wie ein Vater gewesen und die Zeit meines Urlaubs habe ich stets in seinem Hause zugebracht. Ich habe mit ihm über Ihren Fall gesprochen und ihn gebeten, etwas für Sie zu thun. Er antwortete mir, daß er gern bereit sei für Sie zu sorgen; ich möchte Ihnen sagen, Sie sollten ihn einmal besuchen, dann wolle er mit Ihnen über die Angelegenheit sprechen. Wenn es zuerst auch nur eine kleine Stellung ist, welche Ihnen zu Theil werden kann,

so können Sie doch auch in derselben Fuß fassen und es wird Ihnen mit Ihren Talenten schon gelingen sich emporzuarbeiten. Ich muß leider morgen schon wieder abreisen, sonst würde ich Sie bei meinem Onkel einführen; doch gehen Sie nur zu ihm, Sie können sich auf mich berufen."

Eberhard dankte dem Freunde herzlich.

„Sie dürfen aber nicht zu halsstarrig sein," fuhr dieser fort, „wenn man Ihnen einige Bedingungen stellen sollte. Lassen Sie einmal den edlen Idealismus, der Ihre Seele beherrscht, bei Seite, der taugt nichts für das alltägliche Leben."

Diese Worte machten Eberhard allerdings etwas stutzig, doch dachte er nicht daran, daß man ihn seiner Liebe wegen zurückweisen könnte.

„Und nun kommen Sie, lieber Ellern," sprach der Rittmeister. „Ich muß Sie jetzt leider verlassen; ich habe auf heute Abend einer Einladung Folge zu leisten. Morgen in aller Frühe reise ich wieder ab. Ich werde jedoch vorher mit meinem Onkel sprechen, daß er Sie erwarten darf. Schreiben Sie mir einmal, wie es Ihnen ergangen; Sie wissen ja, daß ich mich stets lebhaft für Sie interessirt habe."

Erfüllt mit neuer Hoffnung trennte sich Eberhard von dem Freunde. In froher Stimmung beantwortete er den Brief Gretchens und nahm sich vor, schon in den nächsten Tagen den Minister aufzusuchen.

Er würde diesen Entschluß wohl aufgegeben haben, wenn er die Worte gehört hätte, welche am Abend der Onkel

Minister zu seinem Neffen sprach, als dieser ihm mittheilte, daß Eberhard demnächst seine Aufwartung machen werde.

„Ich muß aber," sagte der Minister, „zur ersten Bedingung einer Anstellung machen, daß Dein Freund das Verhältniß zu der Person aufgiebt, von welcher Du mir gesprochen hast. Man würde es mir sehr verargen, wollte ich einen Beamten anstellen, der in Bezug auf Ehe und Sittlichkeit so wenig moralisch und religiös denkt. Ich muß mich in dieser Beziehung nach den Allerhöchsten Intentionen richten. Sorge dafür, daß die Person Deinen Freund frei giebt und ich verspreche Dir, denselben in meinem Ressort zu placiren."

Der brave Neffe gab sich nun die größte Mühe, einen Plan auszudenken, wie er diese Trennung der Liebenden zu Stande bringen könne. „Dem Ellern," sprach er bei sich, „darf ich gar nicht mit einem solchen Vorschlag kommen. Ich kenne ihn zu gut. Wenden wir uns lieber an das Mädchen selbst. Wie ich diese kennen gelernt habe, besitzt sie einen Theil jenes romantischen Edelmuths, welcher keine Opfer scheut, um das Glück des Geliebten zu begründen. Gleich nach meiner Rückkehr in die Garnison werde ich mit der Kleinen sprechen."

Mit diesem edlen Vorsatz reiste der Neffe des Ministers und neuernannte Rittmeister in seine Garnison zurück.

Siebentes Capitel.

Gretchen saß in ihrem Ladenzimmer, das Haupt über eine zierliche Spitzenarbeit gebeugt. Die Thür zum Laden stand offen und man konnte vom Zimmer aus den kleinen Raum, so sauber und geschmackvoll arrangirt wie ein Schmuckkästchen, fast ganz übersehen.

Still, lautlos still war es im Zimmer, dessen Fenster nach dem Hof des Hauses führten, auf dem die alte Kathrine beschäftigt war, einige Töpfe und Pfannen spiegelblank zu scheuern. Die Strahlen der Frühlingssonne huschten wie verstohlen zwischen den hohen Dächern der umliegenden Häuser hindurch, stahlen sich in das kleine Zimmer und küßten den blonden Scheitel des jungen Mädchens, daß die Locken wie eitel Gold aufleuchteten. Einzelne frühzeitige Fliegen summten in den warmen Sonnenstrahlen und neckten den mächtigen Hund Nero, welcher zu Gretchens Füßen schlief.

Gretchens Antlitz zeigte eine fast freudige Zufriedenheit, wenn auch auf den zarten Wangen eine leichte Blässe sich zeigte und die Rosen des vollen Glücks der früheren Zeit

verschwunden waren. Aber das Mädchen hatte jetzt, wie die verständigen Leute meinten, durchaus nicht zu klagen. Das Geschäft ernährte sie vollständig und ehrlich, und wenn Gretchen auch die vornehme Kundschaft verloren, so hatte sie dafür diejenige der guten Bürgerkreise erhalten, welche allerdings nicht so viel kauften, aber auch pünktlicher bezahlten und nicht so hohe Ansprüche an die Kunstfertigkeit und den Fleiß Gretchens stellten. Daß Eberhard von Ellern nicht bei ihr sei, meinten dieselben klugen Leute, könne kein Grund zu einer Klage sein, so viele Mädchen lebten getrennt von ihrem Bräutigam, ja wie viele Frauen müßten es sich gefallen lassen, daß der Gatte den größten Theil des Jahres sich auf Reisen befinde.

Aber auf Gretchens Seele lastete die Trennung von dem Geliebten sehr schwer.

Ach, fast schon ein Jahr dauerte die Trennung! Wie oft schon war ihr der Gedanke gekommen, den Geliebten zurückzurufen. Ihr bescheidenes Geschäft ernährte sie gewiß Beide, und konnte Eberhard nicht auch in ihrer Heimathstadt eine Beschäftigung finden? Sie wollte keine Arbeit scheuen, fleißig, thätig sein Tag und Nacht, wenn sie dann nur ein Stündlein ausruhen konnte an seinem Herzen!

Diese Gedanken beschäftigten Gretchen, als der Briefbote einen Brief Eberhards brachte. Rasch durchflog Gretchens Auge die Zeilen und neue freudige Hoffnung erfüllte ihre Seele. Eberhard schrieb ihr von der Begegnung mit dem

Rittmeister, und daß dessen Onkel, der Minister, sich seiner annehmen wolle. Gretchen möge nur noch kurze Zeit ausharren, bald führe er sie heim als sein liebes treues Weib.

Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott, der endlich des Geliebten Streben Erfolg verleihen zu wollen schien, setzte sich Gretchen wieder an ihre Arbeit. Doch wollte dieselbe ihr nicht mehr so recht gelingen. Die zarten Finger zitterten von Aufregung; die Gedanken weilten nicht bei der Arbeit, sie flogen hinaus in die Ferne zu dem Geliebten, sie malten sich eine glückliche Zukunft aus!

In Träumerei versenkt ließ Gretchen die Arbeit ruhen und schaute dem Spiel der Sonnenstrahlen zu, welche auf dem Fußboden glänzende Kreise malten. Da öffnete sich die Ladenthür, erschreckt sprang Gretchen empor, vor ihr stand der Rittmeister, der Freund Eberhards.

Die Röthe der Verwirrung flammte auf des Mädchens Wangen.

„Womit kann ich dienen, Herr Rittmeister?“ fragte sie schüchtern.

Der Rittmeister grüßte höflich lächelnd und sagte in überaus verbindlichem Tone:

„Ich komme nur, Fräulein Vollmer, um ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Ich habe Sie so lange Zeit nicht gesehen, und da mir in Berlin Ellern Grüße an Sie aufgetragen hat, so wollte ich nicht verfehlen, dieselben persönlich zu überbringen.“

„Eberhard schrieb mir, daß er Sie getroffen habe, Herr Rittmeister, und daß Sie sich seiner so freundschaftlich angenommen hätten. O, wie bin ich Ihnen dankbar . . . .“

„Sie brauchen mir nicht zu danken, Fräulein Gretchen,“ unterbrach sie der Rittmeister. „Es war mir eine Freude, einem Freunde und alten Kameraden nützlich sein zu können. Es ist auch kein Verdienst meinerseits, wenn Ellern eine Stellung erhält, seine Talente und Fähigkeiten hätten schon längst eine würdige Beachtung verdient.“

„Wie Sie mich glücklich machen durch dies Lob,“ erwiderte Gretchen hoch erröthend.

„Ja,“ fuhr der Rittmeister fort, indem er sich bequem auf den Ladentisch stützte, „man hätte den armen Burschen auch schon längst placirt, wenn man nicht an einem Punkt seines Lebens Anstoß genommen.“

„Unmöglich kann man ihm das Duell zum Vorwurf machen? . . . .“

„Nicht gerade das Duell, aber, Fräulein Gretchen, alle jene Vorgänge, welche das Duell begleiteten, oder ihm vorhergingen.“

Gretchen erschrak; ihre Wangen wurden blaß.

„Darf ich offen, wie es einem Freunde erlaubt ist, zu Ihnen sprechen?“ fragte der Rittmeister.

„Bitte, Herr Rittmeister,“ sprach bebend Gretchen. „Wenn es das Wohl Eberhards betrifft , . .“

„Ja, Fräulein Gretchen,“ fuhr Jener fort, „es betrifft

das Wohl, die Zukunft Eberhards. In Ihrer Hand ruht dieselbe; an Ihnen liegt es, durch ein Opfer die Zukunft Ellerns zu begründen."

„Wie könnte ich . . . .?"

„Hören Sie mich ruhig an, Fräulein Gretchen, und glauben Sie, daß ich nur aus Freundschaft zu Eberhard und zu Ihnen spreche. Sie wissen, wie ich Eberhard schätze und wie ich auch Ihnen, Gretchen, alles Gute im Leben wünsche. Aber das Leben ist ein hartes, erbarmungsloses Ding und fordert oft von unseren Herzen Opfer, gegen welche sich anfangs unser Gefühl sträubt, deren Nothwendigkeit wir aber später einsehen lernen. So fordert auch jetzt das Leben ein Opfer von Ihnen, das schwerste wohl, was von einem liebenden Herzen gefordert werden kann: den Verzicht auf Ihre Liebe!"

Ein Schmerzensschrei entschlüpfte den Lippen Gretchens. Sie sank auf einen Stuhl und verhüllte ihr Antlitz mit den Händen.

„Sie können mir glauben, Fräulein Gretchen," fuhr leise und scheinbar tief ergriffen der Rittmeister fort, „wie peinlich es für mich ist, Ihnen solche Worte sagen zu müssen. Aber hören Sie mich zu Ende und Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihnen diesen Schmerz bereite. Sie wissen es nicht, daß alle Bemühungen Eberhards, eine Stellung zu erhalten, an dem Verhältniß zu Ihnen scheiterten. Sie kennen die Welt nicht so wie ich. Sie ist schlecht, verleumdet selbst die edelsten

Herzen und macht aus der Mücke einen Elephanten. So auch mit Ihrem Verhältniß zu Eberhard. Die Behörden konnten natürlich nicht der Sache auf den Grund gehen; sie konnten den hohen idealen Werth dieses Verhältnisses nicht erkennen und mußten sich darauf verlassen, was die Welt von Ihnen und von diesem Verhältniß sagt. So ist es bisher stets gewesen und so wird es bleiben. Auch mein Onkel, der Minister, bestätigte mir dies, indem er mir sagte, daß er Ellern nur anstellen könne, wenn er das Verhältniß zu Ihnen, Fräulein Gretchen, auflöste. Nun wäre es vergebliche Mühe, Eberhard selbst bewegen zu wollen . . ."

„Genug, Herr Rittmeister," rief jetzt Gretchen, indem sie sich bleichen Angesichtes, mit zitternden Lippen, aber gefaßten Wesens vom Stuhl erhob. „Ich verstehe, was Sie sagen wollen; ich verstehe, was man von mir fordert. Ich werde Ihre Forderung erfüllen, verlassen Sie sich darauf! Meine Person soll dem Glück Eberhards nicht im Wege stehen. Aber entsteht ein Unglück, Sie, Herr Rittmeister, nein, die ganze Welt, die Menschen mit ihren harten Herzen werden die Schuld zu tragen haben. Ich bitte Sie jetzt, mich zu verlassen . . ."

„Sein Sie mir nicht böse, Fräulein Vollmer," bat der Rittmeister, „daß ich Ihnen diesen Schmerz bereiten mußte. Glauben Sie mir, die Zeit wird ihn heilen. Sie haben ja hier Ihr gutes Geschäft; Sie haben Ihre Thätigkeit, welche Ihnen Vergessen bringen wird; und Ihr hochherziger, edler

Entschluß wird die Bewunderung der Menschen hervorrufen man wird Sie deshalb achten und lieben."

„Was liegt mir jetzt noch an der Achtung und Liebe der Menschen," rief Gretchen spöttisch lachend. „Gehen Sie, Herr Rittmeister! Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Was wollen Sie thun —?"

„Sie werden es noch früh genug erfahren. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Fräulein Gretchen; denken Sie daran daß Sie in mir stets einen Freund haben werden."

Gretchen wandte sich ab, die Kraft des Stolzes wollte sie verlassen. Der Rittmeister ging fort mit der melancholischen Haltung der früheren Tage, wo er noch alternder Premierlieutenant war.

Gretchen eilte in ihr Zimmer, warf sich auf ihr Bett, und im krampfhaften Aufschluchzen verbarg sie ihr Antlitz in die Kissen. Der große Hund legte seinen mächtigen Kopf auf den Rand des Bettes und schaute seine junge Herrin verwundert fragend an.

Der Abend dämmerte bereits als sich Gretchen von ihrem Lager erhob. Alles Blut schien aus ihrem Antlitz gewichen, die Augen waren ohne Glanz, ihre Bewegungen waren hastig, doch entschlossen.

Sie ging zu dem Schreibtisch, warf rasch einige Zeilen auf einen Briefbogen, couvertirte denselben und adressirte ihn an den Rittmeister. Dann holte sie Hut und Mantel her-

vor, zog sich rasch an, sagte der Magd, daß sie noch einen Geschäftsgang zu besorgen habe, und verließ das Haus.

Verwundert schaute die alte Kathrine der jungen Herrin nach.

„Da muß ein Unglück passirt sein," murmelte sie. „Das arme Mädchen!"

Nachdem Gretchen den Brief an den Rittmeister in den nächsten Briefkasten geworfen, ging sie mit eiligen Schritten dem Thore der Stadt zu. Der treue Nero folgte ihr, ohne daß sie es bemerkte, mit traurig gesenktem Kopf. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten mit rosigem Schein die Gärten und Felder vor dem Thore der Stadt. Ueberall sproßte und blühte der Frühling. In dem saftigen Grün der Bäume, in den neubelaubten Zweigen der Büsche und Hecken zwitscherten die Vöglein, hoch am blauen Himmel schmetterten die Lerchen ihr Danklied der scheidenden Sonne nach, die ganze Natur war voll Lust und Freude über den wiederkehrenden Sommer. Ländliche Arbeiter zogen im fröhlichen Geplauder heim von ihrem Tagewerk und blickten erstaunt auf das blasse Mädchen, das so eilig, so achtlos der lieblichen Umgebung die Straße entlang schritt.

Aber Gretchen bemerkte doch die erstaunten Blicke der ihr Begegnenden, sie bog ab von der großen Straße und verfolgte einen schmalen Fußpfad, welcher sich durch Haine, Gärten und Wiesen entlang wand. Wohin er führte, ihr war es einerlei. Sie suchte nur Einsamkeit, entfliehen wollte

sie nur den Menschen, welche ihre Liebe, ihre Treue, das heiligste Gefühl ihres Herzens so tief verwundet und ihr den Glauben an Wahrheit, an eine ewige Liebe, an eine Vorsehung geraubt hatten.

Zu groß, zu gewaltig, zu zerstörend war der Eindruck der Worte des Rittmeisters gewesen, als daß sich das arme Herz des Mädchens in die Veränderung jetzt schon hätte finden können. Vor wenigen Stunden noch mit der festen Ueberzeugung, daß ihre Liebe, ihre Treue das Glück Eberhards ausmache, hatte sie jetzt erfahren müssen, daß gerade diese Liebe und Treue es gewesen, welche dem Glück Eberhards hindernd im Wege gestanden; daß sie von der Welt für all das Unglück, welches den Geliebten betroffen, verantwortlich gemacht wurde.

Dies Bewußtsein erdrückte sie und gab ihr Herz der wildesten Verzweiflung anheim. Was nützte es, auf der Welt zu lieben und Treue zu halten, wenn diese Gefühle als Verbrechen aufgefaßt wurden, wenn man diese Gefühle verachtete und verspottete und Diejenigen, welche sie hegten, als unwürdig betrachtete?

Was nützte es überhaupt zu leben? Was nützte es, im heißen Kampf um das armselige Dasein sich abzumühen, wenn die heiligsten Rechte des Herzens mit Füßen getreten wurden, wenn dem Herzen selbst nicht das Glück der Liebe gegönnt wurde? War denn das Leben an und für sich werth dieses Kampfes?

Nein, sicherlich, es war nicht werth des Kampfes, es war nicht werth aller der Mühen und Sorgen, welche aufgewendet wurden, um seine armselige Flamme unterhalten zu können. Ein ödes Einerlei ist das Leben ohne jene Gefühle, eine Wüste voll Sorgen und Entbehrungen, der man so rasch wie möglich entfliehen sollte.

Gretchen war an das Ufer des Flusses gelangt, der die Ebene durchströmte. Eine liebliche Landschaft breitete sich zu beiden Seiten desselben aus, übersäet mit freundlichen Dörfern, prächtigen Schlössern wohlhabender Gutsbesitzer und bedeckt mit fruchtbaren Wiesen und Feldern.

Jenseits des Ufers, auf dem sich Gretchen befand, hob sich das Terrain zu sanften Anhöhen empor, welche herrliche, in der Frische des Frühlings prangende Buchenwälder krönten. Hinter der Bergkette sank der feurige Sonnenball nieder und malte mit rosiger Gluth Himmel und Erde.

Am Fuße der Hügel schimmerte aus blühenden Fruchtbäumen und blauen Fliedergebüschen die weiße Front eines herrschaftlichen Schlosses hervor, dessen Parkanlagen sich bis zu dem Rande des Flusses hinabzogen. Eine zierliche Treppe führte nieder zum Wasserspiegel, auf dem sich einige schlanke Boote schaukelten.

Tiefe Stille ruhte über der ganzen Besitzung; nur eine Schaar Tauben kreiste in weitem Bogen um das Thürmchen des Schlosses.

Selbst Gretchens verstörtes Gemüth empfand den Zauber

dieser lieblichen Umgebung; sie sank am Ufer neben einer tief auf die Wellen sich hinabbeugenden Weide nieder und blickte wie träumend auf das herrliche, ruhige Bild an der andern Seite des Stromes. Der Hund legte sich ihr zu Füßen und drängte schmeichelnd den mächtigen Kopf in ihren Schooß.

Der Abend senkte seine Schatten auf die Landschaft. Matter und matter wurden die Gluthen am östlichen Himmel. Schon lag der Park drüben und das Schloß in Dunkelheit; des Stromes Wellen, vor kurzer Zeit noch so klar und durchsichtig, wurden schwarz und finster, und nur auf den Klippen der Berge erhielt sich noch ein lichter Schein. Die Sterne traten glitzernd am dunklen Himmel hervor, leise rauschten die Wellen des Flusses und in dem Schilf und in den Weiden am Ufer raschelte der nächtliche Wind. Dann und wann tönte aus den Boskets des gegenüberliegenden Parkes die klagende schluchzende Melodie eines Nachtigallenliedes herüber; von der fernen Stadt summte der Schlag einer Glocke durch den stillen Abend, ein Hund bellte im nahen Dorf; sonst lautlose Stille rings umher.

Noch immer kauerte Gretchen unter der einsamen knorrigen Weide. Sie hatte die Arme auf den mächtigen Rücken des Hundes gelegt, ihr Antlitz darin verborgen und weinte bittere, schmerzliche Thränen. Still lag der Hund, das kluge Thier. Zuweilen leckte er sanft die Hand seiner Herrin, als verstünde er ihren Schmerz und wolle sie trösten, dann schaute er

wieder, ein aufmerksamer Wächter, in den dunklen Abend hinaus.

Gretchens Hut war von den Locken herabgesunken; er hing mit seinem flatternden Bande an einem Zweige der Weide nah am Rande des Wassers, das fast den Fuß des jungen Mädchens bespülte.

Jetzt stieg der Mond am Himmel empor und warf zitternde Reflexe über das dunkle Wasser.

Gretchen erhob das Haupt; ein irrer Schein flackerte in ihren braunen Augen, die thränennassen Wangen waren todtenbleich, die Lippen zuckten und bebten in schmerzlicher Erregung.

Die Hand preßte sich auf das wildschlagende Herz, das Auge schweifte verwirrt über die glitzernde, lockende Wasserfläche, die Lippen flüsterten: „Finde ich dort unten Ruhe und Frieden?"

Der Gedanke verließ sie nicht mehr. Ihr Geist fühlte keine andere Sehnsucht als die nach Ruhe, Frieden und Vergessen. Selbst das Bild des geliebten Mannes erblaßte in ihrer Erinnerung, der eine Gedanke nur lebte in dem wilderregten Herzen: „O läge ich dort unten auf dem Grunde der Wellen!"

Jetzt kniete sie dicht am Wasser, murmelnd schossen die Wellen des hier gerade tiefen Stromes an ihr vorüber, der Silberglanz des Mondes lockte leuchtende Gluthen hervor aus dem Wasserschwall, ein Taumel erfaßte der Armen Sinne,

sie beugte sich tief, tief über das Wasser, fast willenlos sank sie hinab in die Fluthen, die sich gurgelnd über ihrer Beute schlossen.

Noch einmal tauchte das unglückliche Mädchen empor zur Oberfläche, dann schwand ihm die Besinnung; lautlos sank es wieder unter.

Der Hund stand am Ufer und schaute starr auf die dunkle Gestalt seiner Herrin im Wasser. Doch nur einen Moment, dann sprang er mit mächtigem Satz in die Fluth und erfaßte mit starken Zähnen das Gewand des Mädchens, als es zum zweiten Male untersank. Die starke Strömung trieb das brave Thier ab vom Ufer, doch es ließ die Herrin nicht los und mit kräftiger Brust, hocherhobenem Haupte kämpfte es sich zum gegenüberliegenden Ufer. Hier war das Wasser seichter, die Strömung nicht so stark, bald konnte das Thier festen Fuß fassen und jetzt zog es das besinnungslose Mädchen an das Ufer unfern der Treppe, welche zum Parke hinaufführte.

Kalt und starr lag Gretchen auf dem Rasen; der Hund leckte das nasse blasse Gesicht, die starren Hände, dann legte er sich neben seine Herrin und stieß ein klägliches Geheul aus. Doch Niemand kam, dem braven Thiere zu helfen; wieder und wieder ließ er seine mächtige Stimme erschallen, doch die unheimlichen Töne verhallten in der stillen Nacht.

Das Schloß, zu dem der Park am Ufer des Flusses gehörte, führte den Namen Winnigsen und war das Stamm=

gut der reich begüterten Grafen Winnigsen. Der letzte Vertreter dieses Geschlechtes, der Graf Bruno von Winnigsen, hielt sich jedoch nur selten in dieser reizenden Besitzung auf, welche unter seinem Großvater in ihrer jetzigen Gestalt erbaut war.

Graf Bruno liebte das einsame Landleben nicht, und die Zerstreuungen, welche die nahgelegene Provinzialstadt ihm bieten konnte, schienen seinem verwöhnten Geschmack fade und lächerlich. Er lebte meistens in den großen Städten Berlin, Wien und Paris, des Sommers in den bedeutendsten Badeorten der Welt, hauptsächlich aber dort, wo große Rennen stattfanden. Denn Graf Bruno war ein leidenschaftlicher Verehrer des Rennsports; sein Stall war angefüllt mit den besten Pferden aus den bedeutendsten Gestüten, und seine Farben waren auf allen Rennbahnen vertreten. Diese Leidenschaft für edle Pferde war es auch, welche ihn in diesem Frühling nach Schloß Winnigsen geführt hatte, denn er hatte dort ein Gestüt angelegt, von dem er sich große Erfolge versprach.

Graf Bruno — ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren — war eine schlanke, hagere Erscheinung; seine Bewegungen waren gewandt und geschmeidig; man sah es ihnen an, daß der Graf ein gewandter, tüchtiger Reiter sein mußte. Sein Antlitz, nicht gerade unschön zu nennen, zeigte die vornehme Blasirtheit, die gleichgiltige Ruhe des Weltmannes, welche man am häufigsten bei vornehmen Engländern antrifft.

Diesen Typus suchte der Graf fast in allen Dingen nachzuahmen; seine Sprache war mit englischen Brocken untermischt, seine Kleidung durchaus nach englischem Schnitt und aus englischem Stoff angefertigt, kurz, Graf Bruno repräsentirte eine jener Gestalten, welche der kleinstädtische Bürger nie ohne eine gewisse Ehrfurcht anzusehen wagt, und denen man auf allen großen Rennbahnen zu Dutzenden begegnet.

Den Abend, an welchem das unglückliche Gretchen den Tod in den Wellen suchte, schritt Graf Bruno mit gefurchter Stirn auf dem weichen Teppich seines Zimmers auf und ab. Der Diener hatte soeben die Lampe auf den Tisch gestellt und sich dann leise wieder zurückgezogen. Der Graf hatte Verdruß gehabt: ein edles Roß seines Gestütes war durch die Ungeschicklichkeit eines Reitknechtes schwer am Bein verletzt und ungewiß schien es, ob das Thier jemals wieder auf der Rennbahn zu gebrauchen sein würde. Graf Bruno hatte den ungeschickten Reitknecht auf der Stelle fortgejagt, aber sein Zorn hatte sich noch nicht gelegt. Ihm ward es zu warm in dem Zimmer; er öffnete ein Fenster, das nach der Flußseite hinausführte, und ließ den Nachtwind seine Stirn kühlen.

Da tönte das langgezogene Geheul eines Hundes in sein Ohr.

„Verwünschte Bestie!“ murmelte er zwischen den Zähnen und trat in das Zimmer zurück. Er versuchte zu lesen, aber stets wieder störte ihn das Geheul des Hundes. Heftig zog er an der Schelle.

„Wem gehört der infame Hund hier im Schloß, der ein solches Geheul anstimmt?" fragte er zornig den eintretenden Diener. „Sorgen Sie dafür, daß der Lärm aufhört."

Der Diener verschwand, um nach einiger Zeit mit der Nachricht wieder zu erscheinen, daß Niemand im Schloß und auf dem Gutshof einen so großen Hund besitze, wie derjenige sein müsse, welcher ein solches Geheul ausstoße. Es müsse ein fremder Hund in den Park eingedrungen sein.

„Geben Sie mir meine Büchse," sagte der Graf. „Ich will die Bestie schweigen lehren! Folgen Sie mir."

Durch die dunklen Gänge des Parkes gingen der Graf und der Diener den klagenden Tönen des Hundes nach, welche sie nach dem Ufer des Flusses führten. Jetzt trat der Graf aus dem Schatten der letzten Boskets und vor ihm lag das Ufer und der Wasserspiegel des Stromes, hellbeleuchtet von den Strahlen des Mondes. Mit hoch empor gerichtetem Kopfe stand dort am Rande des Wassers das Thier, welches die heulenden Töne ausstieß. Der Graf erhob die Büchse, ein Fehlschuß war unmöglich, als der Diener dicht an seinen Herrn herantrat und leise sprach: „Verzeihen der Herr Graf, mir ist, als ob neben dem Hunde eine menschliche Gestalt am Boden läge."

Der Graf senkte das Gewehr und blickte noch einmal scharf hinüber.

„Sie haben Recht, Johann," sprach er dann. „Lassen Sie uns sehen, wer das ist."

Er trat näher zum Ufer heran. Der Hund bemerkte ihn, sein Geheul verstummte, schweifwedelnd kam er auf den Grafen zu.

„Ein schönes Thier!" rief dieser. „Bei Gott, es ist ein Weib, welches dort bewußtlos liegt! Ihre Kleider, die Haare sind durchnäßt — auch der Hund ist naß — sicherlich hat das treue Thier die Frau aus dem Wasser gerettet! Flink, Johann, laufen Sie in das Schloß zurück und holen Sie Hilfe. Es scheint noch Leben in dem Weibe zu sein."

Der Diener verschwand im Schatten der Bäume. Graf Bruno kniete neben Gretchen nieder und hob deren bleiches Antlitz empor. Er erschrak fast über die wunderbare Schönheit dieses Angesichtes. Das nasse weiche Haar fluthete in üppigen Locken aufgelöst um die leblose Gestalt. Leise wimmernd schmiegte sich der Hund an seine Herrin.

„Treues Thier," sprach der Graf und schmeichelte den Kopf des Hundes. „Ich hätte es mir nie vergeben können, wenn ich Dich getödtet hätte. Du hast Deine Herrin aus dem Wasser gezogen, hoffentlich retten wir sie."

Graf Bruno war kein herzloser oder gar schlechter Charakter. Er hatte nur bislang niemals Gelegenheit gehabt, Wohlthaten zu erweisen, und die Stätten der Armuth oder des Elends aufzusuchen, dazu fehlte ihm allerdings der innere Drang. Aber im Innern seiner Seele lebte doch ein tiefes Mitleid für das Elend der Menschheit; es war nur nicht Sitte in seinen Kreisen, daß man das Mitleid zeigte; die

vornehme Blasirtheit verdeckt eben alle weichen menschlichen Regungen.

Aber hier in nächtlicher Stille, in dieser romantischen Umgebung, ergriff sein Herz mit Macht das Elend der Menschheit. Er ahnte, daß das junge Mädchen in seinen Armen von einem schweren Schicksal betroffen sei, daß es freiwillig den Tod in den Wellen gesucht habe.

„Die alte Geschichte," murmelte er. „Ein Schurke von Mann hat wahrscheinlich dies arme Mädchen betrogen, und jetzt sucht es Trost in den Wellen. Erbärmliche Welt! Elende Männer, welche das Weib ihrer Liebe in das Unglück hinausstoßen."

Johann kam mit einigen anderen Dienern, welche Laternen trugen, zurück.

„Nehmt diese Unglückliche," befahl der Graf, „und tragt sie in das Schloß; dort soll die Haushälterin sich ihrer annehmen, und einer von Euch reitet in die Stadt, um den Arzt zu holen. Vorwärts! Komm hier, mein treuer Hund!"

Die Diener hoben die Leblose empor und schlugen den Weg zum Schlosse ein. Der Hund schmiegte sich, gleichsam als wolle er seine Dankbarkeit zeigen, an den Grafen, der den Dienern langsam folgte.

Die Haushälterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Erstaunen, als man ihr das leblose Gretchen brachte. Aber rasch entschlossen machte sie ein Zimmer be-

reit, entledigte Gretchen der nassen Kleider, umhüllte den kalten starren Körper mit erwärmten Decken und brachte die Verunglückte dann in ein warmes weiches Bett.

Bald hatte sie die Freude, daß das Leben in den erstarrten Körper zurückkehrte. In tiefen, krampfhaften Athemzügen hob und senkte sich die Brust, die Augen öffneten sich auf kurze Zeit; ohne Bewußtsein irrten sie in dem Zimmer umher, dann schlossen sie sich wieder, ein Krampf erschütterte den Körper, aber allmälig wurde der Athem ruhiger; die Kranke schien zu schlummern.

Der Graf trat jetzt in's Zimmer und erkundigte sich, wie es der Geretteten ergehe.

„Mit dem Leben ist sie davon gekommen, gnädiger Herr,“ sagte die Haushälterin. „Aber es scheint als ob ein heftiges Fieber sie befallen habe.“

„Versäumen Sie nichts in der Pflege, bis der Arzt kommt,“ ermahnte der Graf die Frau.

Lange Zeit blieb er dann noch neben dem Bett der Kranken stehen und betrachtete wie in Gedanken verloren die schönen Züge des jungen Weibes. Dann entfernte er sich langsam. Oben in seinem Zimmer aber schritt er rastlos auf und ab; oftmals fragte er den Diener, ob der Arzt noch nicht eingetroffen sei. Oftmals horchte er hinaus in die Nacht, ob er das Rollen des Wagens noch nicht vernehmen könne. Was war es, das ihn beim Anblick dieses blassen Weibes so ergriffen? War es die wunderbar liebliche Schön-

heit des Antlitzes, war es der Ausdruck des tiefen Seelenschmerzes, der sich auf den fast noch kindlichen Zügen ausprägte? Noch niemals in seinem vielbewegten Leben hatte ein Frauenantlitz solchen Eindruck auf ihn gemacht. Noch niemals, so glaubte er, war ihm ein Weib so begehrenswerth erschienen, wie diese blasse Schönheit, welche die Wellen des Flusses ihm zugetragen.

„Ich lasse sie nicht wieder von mir," flüsterte er leidenschaftlich erregt. „Ich werde sie vor aller Noth des Lebens bewahren!"

Der Arzt war angekommen und ließ' sich jetzt bei dem Grafen melden.

„Sie haben die Kranke gesehen?" fragte ungeduldig dieser.

„Allerdings, Herr Graf," erwiderte der Arzt. „Es scheint mir, daß eine Gehirnentzündung oder ein heftiges Nervenfieber im Anzuge ist. Nach einigen Stunden erst läßt sich die Entscheidung treffen."

„Sorgen Sie dafür, Herr Doctor, daß Alles geschieht, um die Kranke zu retten. Ich stelle Ihnen Diener, Pferd und Wagen zur Verfügung, wenn Sie dessen bedürfen. Und noch eins, Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie über die Anwesenheit des jungen Mädchens hier im Schlosse, in der Stadt nicht sprechen."

Der Arzt verbeugte sich pfiffig lächelnd. Als er fortging, murmelte er: „Die Geliebte des Grafen, das ist klar! Nun, es giebt eine schöne Rechnung!"

Achtes Capitel.

Eberhard stand im Zimmer des Ministers und wartete auf dessen Erscheinen.

Vergebens suchte er aus der Einrichtung des Gemaches ein Bild des Charakters seines Gönners herauszulesen; das Zimmer war vornehm möblirt, doch zeigte nichts einen außergewöhnlichen Geschmack, eine außergewöhnliche Richtung des Charakters an. Es war ein prunkvoll vornehmer Salon mit prächtigen Plüschsesseln, Nußbaumtischen, Schränken und Stühlen, einigen guten Stahlstichen, Nachbildungen bekannter Gemälde, einem Blumentisch mit saftigen Blattpflanzen und einem hohen Spiegel, vor dem sich Eberhard die devotesten Verbeugungen einstudiren konnte.

Die Zeit des Wartens ward ihm recht lang; endlich öffnete sich eine seitliche Flügelthür und der Gewaltige trat herein.

Der Minister war eine kleine Gestalt mit einem klugen, zusammengekniffenen Gesichte, lebhaften blauen Augen, lockigem weißen Haar und Bart. Ganz in Schwarz

gekleidet machte er fast den Eindruck eines Geistlichen, aber auf diesem Antlitze fehlte die Güte und Milde eines Gottesdieners, nur juristische Klugheit und die Logik des Gesetzes schien dies Gesicht in solche ernste, kluge Falten gelegt zu haben.

Nachdem der „Onkel Minister“ flüchtig die Verbeugung Eberhards erwidert, wies er mit einladender Handbewegung auf einen Stuhl, indem er selbst sich in einen Sessel niederließ, die Ellenbogen auf die Lehne stützte, die Spitzen der Finger an einander legte und aufmerksam den Bittsteller zu beobachten schien. Er kehrte der Fensterseite den Rücken zu, so daß sein eigenes Gesicht in Schatten gehüllt war, während es ihm möglich war, auf Eberhards Antlitz die geringste Bewegung zu bemerken.

Eberhard brachte seine Bitte vor. Der Minister ließ ihn ruhig ausreden, unbeweglich sitzen bleibend. Als Eberhard geendet, trat eine kurze Pause ein, dann ergriff der Minister das Wort. Er sprach in eintöniger, geschäftsmäßiger Weise ohne Gefühl oder Erregung und ohne seine Stellung in etwas zu ändern.

„Es ist mir lieb, daß Sie mich so bald aufgesucht haben, Herr von Ellern. In nächster Zeit tritt der Landtag zusammen und bin ich dann mit Geschäften sehr überhäuft. Jetzt werde ich Muße finden, mich Ihrer Sache anzunehmen. Mein Neffe hat mir von Ihnen gesprochen; er hat mir den Fall erzählt, der Sie nöthigte, den Militärdienst zu verlassen;

er hat mir jedoch auch von Ihrem wissenschaftlichen und künstlerischen Streben erzählt, und ich bin deshalb auf den Gedanken gekommen, Sie im Archiv zu beschäftigen. Es wäre allerdings zuerst nur eine unbedeutende Stellung, welche Sie einnehmen würden, doch ich zweifle nicht daran, daß Sie mit Ihrer Begabung und mit einigem Fleiß und guten Willen bald emporsteigen werden."

Diese Worte waren zwar recht freundlich und ermunternd für den armen Bittsteller; aber der Ton derselben war so geschäftsmäßig kühl, daß Eberhard wohl fühlte, ein tieferes Interesse für seine Person und sein Geschick werde er hier nicht finden. Der Onkel Minister wollte nur das Versprechen seinem Neffen gegenüber einlösen. Aber auch so enthielt die Rede des Ministers eine frohe Botschaft für Eberhard. Eine Stellung an einem Archiv, einem Museum oder einer Bibliothek war schon längst sein geheimer Wunsch gewesen; in einer solchen konnte er sein wissenschaftliches und künstlerisches Streben voll befriedigen. Er verbeugte sich und sprach mit freudigem Tone in der Stimme:

„Ich danke Excellenz auf's Tiefste für das Wohlwollen, mit dem Excellenz mir entgegen kommen. Auch glaube ich eine solche Stellung, wie Excellenz mir in Aussicht stellen, ausfüllen zu können und werde mich bestreben, etwaige Lücken in meinem Können rasch zu beseitigen."

„Nun gut," erwiderte Excellenz, „so wären wir in der Hauptsache einig. Melden Sie sich bei dem Director des

Archivs in einigen Tagen; ich werde dann mit dem Herrn Rücksprache genommen haben. Sie könnten demnächst Ihre Stellung schon am Ersten kommenden Monats antreten; freilich, das Anfangsgehalt ist recht klein — fünfhundert Thaler jährlich ist hier in der Residenz und für einen Herrn wie Sie mit gewiß kostspieligen Gewohnheiten nicht viel —"

„Excellenz beurtheilen mich in dieser Beziehung falsch," wagte Eberhard zu unterbrechen. „Die kostspieligen Gewohnheiten der früheren Jahre habe ich längst abgelegt und bin mit dem bescheidensten Loose zufrieden."

„Um so besser," entgegnete der Minister mit feinem Lächeln. „Doch jetzt komme ich zu einem Punkt, der, ehe Sie angestellt werden können, erledigt sein muß. Gestatten Sie mir eine offene Frage: In welchem Verhältniß stehen Sie zu Fräulein Margarethe Vollmer?"

Eberhard erschrak; er fühlte, wie ihm unter dem Blick dieser kalten, klugen Augen das Blut in die Wangen stieg. Er nahm sich jedoch zusammen und antwortete mit fester Stimme:

„Fräulein Vollmer ist meine Braut."

Der Minister bewegte wie ungeduldig die schlanken wachsbleichen Finger; um seine schmalen Lippen lief ein ironisches Lächeln.

„Soll das heißen," fragte er weiter, „daß Sie beabsichtigen, Fräulein Vollmer zu Ihrer Gattin zu erheben?"

„Allerdings —"

„Nun, Herr von Ellern," fuhr der Minister fort, indem seine Hand in die Brusttasche seines Rockes tauchte und mehrere Briefe hervor holte, „ich habe nicht das Recht, Ihnen in irgend einer Weise Vorhalt darüber zu machen, aus welchen Kreisen Sie sich eine Gattin wählen wollen, aber ich muß Ihnen sagen, daß, solange jenes Verhältniß existirt, Sie wenig Hoffnung haben, jemals im Staatsdienst angestellt zu werden."

Eine zornige Antwort schwebte auf Eberhards Lippen; mit bleichen Wangen und glühenden Augen erhob er sich von seinem Sitze.

„Excellenz gestatten, daß ich gehe . . ."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," sprach lächelnd der Minister. „Ehe Sie irgend welche Entschließungen fassen, lesen Sie, bitte, diesen Brief."

Mit diesen Worten reichte er Eberhard einen Brief, in welchem dieser erstaunt die Schriftzüge der Geliebten erkannte. In fliegender Eile las er die wenigen Worte:

„Herr Rittmeister!

Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Eberhard ist von dieser Stunde an frei; ich gehe fort — weit fort von hier, in diesem Leben sieht er mich niemals wieder. Möge Gott mir verzeihen, wenn ich Unrecht that, den Geliebten zu verlassen, aber nach jener Demüthigung kann ich sein Weib nicht mehr werden.

Leben Sie wohl! Nehmen Sie sich Eberhards an!

Margarethe Vollmer."

Eberhard fühlte, wie ihm alles Blut in stürmischen Wellen zum Herzen drängte; das Bewußtsein schien ihm zu schwinden, er taumelte einige Schritte zurück, seine Hand erfaßte dann die Lehne eines Sessels, auf welche er sich krampfhaft stützte.

Ein leiser Zug der Besorgniß stieg in dem blassen, feinen Antlitz des Ministers auf; er näherte sich vorsichtig der Stelle, an welcher sich der Knopf des elektrischen Glockenzuges befand.

„Es thut mir leid, Herr von Ellern," sprach er dann, „daß die Angelegenheit Sie so angreift. Setzen Sie sich und beruhigen Sie sich —"

„Es ist eine Infamie — ein Schurkenstreich —" keuchte Eberhard.

„Beruhigen Sie sich," wiederholte der Minister. „Beruhigen Sie sich! Hier, lesen Sie, was mein Neffe schreibt. Setzen Sie sich; setzen Sie sich!"

Eberhard ergriff hastig den Brief des Rittmeisters, sank in den Sessel und durchflog das Schreiben.

Der Minister jedoch drückte auf den Knopf der Klingel; die Flügelthür öffnete sich und ein Diener in dunkler Livrée erschien. Auf einen Wink des Ministers blieb er in ehrfurchtsvoller Haltung neben der Thür stehen.

Der Brief des Rittmeisters lautete:

„Mein lieber Onkel!

Ich sende Dir anbei einen Brief des Fräulein M.

Vollmer. Nach demselben schien sie in der That entschlossen, das Verhältniß mit Herrn von Ellern aufzugeben. Doch beunruhigte mich der exaltirte Ton des Schreibens und ich begab mich sofort nach Empfang des Briefes — es war am Morgen — in die Wohnung des Mädchens. Hier fand ich Alles in größter Aufregung. Die alte Magd erzählte mir unter Schluchzen und Weinen, daß sich Fräulein Vollmer am letzten Abend in aufgeregtem Zustande vom Hause entfernt habe und noch nicht zurückgekehrt sei. Ich erkundigte mich, ob das Mädchen sich zu einer Reise vorbereitet habe, doch ich erfuhr, daß sie weder Reiseeffecten noch Geld mit sich genommen; nur ihr großer Hund habe sie begleitet. Mir ward jetzt bange, daß sich das Mädchen in der Aufregung ein Leid gethan haben könne. Ich ging zu ihrem Vater, einem ehrlichen Gerichtsschreiber, und erzählte diesem den Vorfall. Er war sehr erschrocken, ging sofort nach der Wohnung seiner Tochter, ließ Alles versiegeln und machte dann der Polizei von dem Verschwinden des Mädchens Anzeige. Diese Behörde brachte denn auch bald heraus, daß sich Fräulein Vollmer am Abend vorher aus dem Thore der Stadt zum Ufer des Flusses begeben habe. Hier an einer Weide fand man noch die Spur, wo das Mädchen gesessen hatte, und auf dem Wasser ruhte, festgehalten durch ein langes Band an einem Zweige der Weide der Hut des Mädchens. Die Vermuthung liegt nahe, daß sich die Unglückliche in ihrer

Verzweiflung in das Wasser gestürzt hat. Ein ungelöstes Räthsel bleibt es nur, wohin der große Hund gekommen ist. Leute, welche denselben kennen, behaupten, daß er ein vorzüglicher Schwimmer sei und wohl im Stande, einen Menschen aus dem Wasser zu retten.

Ein anderes Gerücht über das Verschwinden des Fräulein Vollmer geht dahin, daß sich dieselbe mit einem Liebhaber heimlich entfernt habe. Ich neige dieser letzteren Ansicht aus verschiedenen Gründen zu . . ."

Eberhard warf höhnisch lachend den Brief auf den Tisch und erhob sich. Er mochte nicht weiterlesen; ihn ekelte dieser Morast von Schlechtigkeit an.

Erstaunt bemerkte der Minister die eisige Kälte in den Zügen und der Haltung des jungen Mannes.

„Sie haben sich überzeugt, wie die Sache steht?" fragte er lächelnd . . .

„Ich errathe den Zusammenhang der Geschichte, Excellenz," erwiderte Eberhard kalt. „Man hat mich schmählich hintergangen. Ich werde selbst nach der Heimath der Fräulein Vollmer reisen und die Intriguen aufzudecken suchen. Ich habe die Ehre!"

Mit leichter Verbeugung entfernte er sich. Auf einen Wink des Ministers folgte ihm der Diener bis zur Hausthür.

Excellenz athmete auf.

„Da hat mir mein liebenswürdiger Neffe eine schöne

Suppe eingebrockt," murmelte er. „Das ist ja ein toller Bursche, dieser Ellern! Aber leid thut er mir doch! Man darf ihn nicht fallen lassen."

Er ging zu dem Schreibtisch und warf rasch einige Zeilen an seinen Neffen hin. Dieselben lauteten:

„Ellern wird nach dort kommen. Er hat den Brief der Person und den Deinigen gelesen. Nimm Dich vor seiner Wuth in Acht. Lasse ihn aber auch nicht außer Augen; der arme Bursche thut mir leid; man ist ihm eine Entschädigung schuldig; die Stelle bleibt für ihn offen. Mit Gruß Dein Onkel."

Der Brief ward couvertirt und einem Diener zur Besorgung übergeben. Beruhigt ging Excellenz an anderweitige Geschäfte.

In wilder Aufregung eilte Eberhard durch die Straßen der Stadt seiner Wohnung zu. Ihm ahnte ein schändlicher Verrath. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte nach dem Schauplatz des Verrathes eilen, dort Alles erkunden und Rache nehmen an den Zerstörern seines Glücks.

In fieberhafter Hast packte er seine Sachen, machte alles Ueberflüssige von denselben zu Gelde, da er nicht hoffen durfte, in nächster Zeit zu einer lohnenden Arbeit Muße zu finden, und eilte zum Bahnhof, um den Nachtschnellzug noch zu erreichen.

Tief aufseufzend sank er in die Kissen des Coupés und fort brauste der Zug durch die sternenerhellte liebliche Maien=

nacht. Rings Blüthenpracht und knospendes Grün auf Erden, Nachtigallensang in säuselnden, blühenden Fliederbüschen, Sternenglanz auf murmelnden Bächen, sanft dahin gleitenden Flüssen und leise wogenden Seen; oftmals aus der Ferne der Ton eines klagenden Liebesliedes oder das Summen einer Glocke im Kirchthurm eines nahen Dörfchens. Friede und Freude schienen eingekehrt für alle Zeiten auf der Erde! Liebe duftete die Blüthenpracht, das knospende Grün. Liebe schluchzte das Nachtigallenlied im säuselnden Busch, murmelte das Bächlein, rauschte der Strom und die Welle des Sees. Liebe leuchteten die goldnen Sternlein, die Augen der tausend und abertausend Schutzengel, welche schirmend über die schlummernde Erde wachen. Hier und da schoß ein glühender Streifen hinab zur Erde; ein Schutzengel war es, einem bedrängten, unglücklichen Menschenherzen Trost und neue Hoffnung zu bringen.

Aber ach! dem verdüsterten Herzen des einsamen Reisenden schien kein lichter Engel Trost und Hoffnung zu bringen! Der Haß, die Kälte des entflohenen Winters, sie schienen sich in sein Herz eingenistet zu haben; ihre wilden, unheimlichen Häupter erhoben sie drohend und höhnisch lachend, der Liebe, der Freude und dem Frieden ringsum auf der schönen Gotteswelt den Krieg erklärend. Hier im Herzen des Einsamen, des Verrathenen, des Betrogenen, hatten die winterlichen Gewalten ihre Festung erbaut; die Blüthenpracht ringsum, das Nachtigallenlied, der murmelnde Bach, der säuselnde Wind,

die goldenen Sterne — nichts, nichts konnte diese Festung brechen! Nichts die starre Rinde erweichen, welche sich um das einsame Herz legte, jedes warme Gefühl erkältend, verhärtend zu Zorn und Haß.

Wenn auch die Thränen aufstiegen in seine Augen — hier waren sie nicht die Kinder einer weichen Regung, die jeden Schmerz lösen und lindern, hier waren es die bitteren, schmerzenden Thränen des Zorns, des Trotzes, des Hasses, der Verachtung gegen Gott und die Menschheit. Kennt Ihr diese Thränen, die sich hervordrängen aus dem Herzen, das der Zorn, der Haß mit grausamer Hand zusammenpreßt? Diese Thränen, welche sich krampfhaft loslösen aus der Seele, welche glühend ihre Spuren ziehen, daß man für ewige Zeiten die Furchen der brennenden Thränen sieht? Kennt Ihr diese Thränen, welche aus unserm Innern hervorbrechen gleich glühender Lava und so langsam und schwer die männliche Wange niederrinnen? Diese Thränen, welche gleich feurigen Tropfen niederfallen auf unser Herz, jede weiche Regung ertödtend, die Liebe, die Freude, das Mitleid, das Erbarmen vernichtend, so daß das Herz nur zurückbleibt als elende todte Schlacke, nicht mehr fähig zu lieben, nicht mehr fähig Erbarmen zu üben an der leidenden Menschheit?

Ach, diese Thränen waren es, welche Eberhard weinte in jener einsamen Nacht, als der Zug dahinbrauste durch die Blüthenpracht des neuerwachten Frühlings.

Er dachte der vergangenen Tage! Er dachte jener Zeit,

da er so stille und friedliche, so schöne, liebliche Stunden verlebt an Margarethens Seite im kleinen weinumrankten Hause vor dem Thore der Stadt! Er dachte der Zeit, da sie ihn mildlächelnd begrüßt, wenn er heimkehrte; da sie ihm hold erröthend die lieblichen Lippen zum Kusse gereicht und die weichen Arme liebend um seinen Nacken gelegt! Er dachte an die seligen Stunden, da ihre Liebe blühte, verborgen den gehässigen Augen der Menschen, gleich einer lieblichen Blume tief, tief im Innern des Waldes.

Dann stieg vor ihm das Bild des durch eigene Hand gefallenen Vaters empor. Noch einmal fuhr er durch die finstere Nacht, an deren Himmel sich dunkle Wetterwolken aufthürmten. Noch einmal stand er an der Bahre seines Vaters, sah das bleiche Antlitz, sah die blutige Wunde, die blutigen weißen Locken, welche der Sturmwind durchwühlt. Er sah wieder die Blitze zucken, er hörte wieder das Heulen des Sturmes, das Krachen des Donners, wie in jener Nacht, da er am Todtenbett seines Vaters stand.

„Trage ich die Schuld an all dem Unglück, das über mich, über uns Alle hereingebrochen?"

So murmelten seine bleichen Lippen und trostlos starrte er hinaus in die lichte Frühlingsnacht.

Was hatte er gethan, das eine so furchtbare Strafe, eine so schwere Sühne erheischte? Er hatte ein Weib geliebt mit ehrlichem, treuem Herzen! Er hatte sie schützen und schirmen wollen vor der Noth, vor der Sorge des Lebens

— war es ein Unrecht gewesen? Weshalb wehrte man ihm die Erfüllung dieser Pflicht? Weshalb zwang ihn die Welt, treulos zu werden seiner Liebe, seinem Glauben? Ach, weshalb — weshalb?

Ah, dieses „Weshalb", als mächtige Anklage wird es am Tage des Gerichts den Menschen entgegendonnern vom Throne des allgerechten, des allrichtenden Schicksals, und wehe, wehe Denen, welche auf diese Frage keine andere Antwort zu finden wissen, als die erbärmliche, welche hier unten als Lösung der Frage gilt! Der Jammer von tausend und abertausend vernichteten Leben — er wird als furchtbare Anklage ertönen, er wird als ein Schrei hingellen über sie und sie werden verzweiflungsvoll zusammensinken in dem angstvollen Bewußtsein: „Es giebt keine Gnade für Die, die die Liebe vernichteten."

Der Morgen dämmerte, als sich Eberhard der Stadt, dem Ziel seiner Fahrt näherte.

Fast ein Jahr war es, daß er Abschied genommen von der Stadt, in der er sein Liebstes zurückgelassen. Würde es ihm gelingen, sie, die Geliebte wiederzufinden? Denn er glaubte nicht daran, daß sie sich freiwillig von ihm getrennt haben sollte. Er konnte nicht glauben, daß sie in den Wellen des Flusses sich losgerissen habe von seiner Liebe! Und jenes andere Gerücht, welches der Rittmeister in seinem Briefe erwähnte, unwillig wies er auch nur den leisesten Gedanken daran zurück.

Fieberhaft pochte sein Herz, als er die Thürme der Stadt in der Ferne aufsteigen sah; als er die Dörfer, die Höhen und Felder ringsum wieder erkannte, deren Wege er so oft zu Pferde durchstreift.

Einen weiten Bogen beschrieb die Bahn fast um die ganze Stadt, ehe sie in den Bahnhof einmündete. Deutlich sah Eberhard die einzelnen Häuser, Straßen und Plätze! Dort die Vorstadt mit den kleinen Gärtnerhäusern. Sein Auge suchte das Häuschen, in dem er so glücklich gewesen. Dort, versteckt unter blühenden Obstbäumen, lugte das kleine rothe Dach hervor. O daß sie, die Geliebte, nie diese idyllische Einsamkeit verlassen hätte!

Donnernd fuhr der Zug über den Strom. Kähne, schwerbeladene Schiffe zogen unter den stolzen Bogen der eisernen Brücke langsam stromabwärts. Am gewaltigen Ruder lehnte ruhig und bewegungslos der Schiffer, sein Weib und seine Kinder saßen am Schnabel des Schiffes und sahen zu dem vorüberbrausenden Zug empor.

Dort, in nicht weiter Ferne, leuchtete die weiße Front eines Schlosses aus dem Grün des Parkes empor. Die Morgensonne blitzte in den großen Spiegelscheiben der Fenster. Eine Schaar Tauben kreiste in anmuthigem Bogen um das zierliche Thürmchen des Schlosses; — o hätte der einsame Reisende, der mit so großen, trostlosen, müden Augen hinausstarrte auf das liebliche Landschaftsbild, geahnt, daß hinter

jenen blitzenden Fenstern sein Lieb in wilden Fieberphantasien seinen Namen laut gellend rief!

Der Zug hielt im Bahnhof. Eberhard sprang heraus, befahl einen Dienstmann, sein Gepäck nach einem Hôtel zu bringen und dort für ihn Wohnung zu bestellen und eilte nach der Wohnung der Geliebten.

Eine furchtbare Enttäuschung harrte seiner. Er fand die Wohnung verschlossen und amtlich versiegelt. Selbst die alte Magd war fortgezogen — zu ihrer Tochter, sagte man ihm, in einem nahen Dorfe. Den Schlüssel zur Wohnung habe Fräulein Vollmers Vater, der Gerichtsschreiber.

Dorthin eilte Eberhard.

Die ehrenwerthe Familie des Gerichtsschreibers saß bei ihrem Morgenkaffee. Herr Vollmer machte ein ernstes Gesicht. Die Ereignisse der letzten Tage hatten sein hartes Gewissen geweckt; er mochte wohl in einsamen Stunden daran denken, daß Alles hätte so ganz anders kommen können, wenn er seinen Vaterpflichten gegenüber seiner ältesten Tochter gewissenhafter nachgekommen wäre. Ein eigentliches Schuldbewußtsein stieg allerdings nicht in seiner Seele auf, aber er fühlte doch eine gewisse Verlegenheit, welche in der Unsicherheit seiner Rede zu Tage trat. Diese Verlegenheit, diese Unsicherheit seines Gewissens benutzte Frau Adelheid in der schlauesten Weise, um ihre Herrschaft über ihren Gatten zu einer vollständigen zu machen.

Nun wollte sie ihren Mann stets ermahnt haben, gegen

Gretchen nicht so hart zu sein. Nun war sie es gewesen, welche die Versöhnung angebahnt, welche den Gatten dazu bewogen hatte, zuerst Gretchen einen Besuch zu machen! Wie liebreich wußte sie jetzt von den Tugenden der Verschwundenen zu sprechen! Welche gute Eigenschaften entdeckte sie jetzt nicht an der Stieftochter!

Wie konnte sie weinen, wenn einige Nachbarinnen sich theilnehmend nach dem Schicksal Gretchens erkundigten. Wie bedauerte sie dann in gewandter Rede, die Stieftochter nicht besser überwacht, sie nicht zu sich in ihr Haus genommen zu haben.

Zu diesen Reden stand in merkwürdigem Gegensatz ihr Thun und Treiben, wenn sie sich allein wußte. Es war ein Inventar des Geschäfts und der ganzen Einrichtung Gretchens aufgenommen worden. Vor diesem Inventar konnte nun Frau Adelheid stundenlang sitzen, um zu berechnen, wie sich die größte Summe aus den Sachen gewinnen lasse. Diese Summe verglich sie dann mit dem Verzeichniß der auf dem Geschäft lastenden Schulden, und ein vergnügtes Lächeln umspielte die dünnen Lippen, wenn sie sich überzeugt hatte, daß ein ziemlicher Ueberschuß zu Gunsten der Erben sich herausstellte.

„Sie hat natürlich nicht daran gedacht," so flüsterte sie dann hämisch, „ein Testament zu machen, sonst würde wohl der Ellern bedacht worden sein. So aber erbt mein Mann

Alles. Ich werde mir ein neues Seidenkleid anschaffen können."

Das war gewöhnlich der Schluß ihrer Berechnung und beruhigt schloß sie die Papiere wieder in ihren Schreibtisch ein.

Als Eberhard am Morgen seiner Ankunft in das Zimmer des Herrn Gerichtsschreibers trat, schrie Adelheid laut auf, schlug die Hände vor das Gesicht und sank in den Sessel zurück. Eine Ohnmacht schien ihre Sinne zu umfangen.

Mit bleichem Antlitz erhob sich der Gerichtsschreiber und stotterte mit zuckenden Lippen:

„Was steht zu Diensten, Herr von Ellern?"

Das Erschrecken über das Aussehen Eberhards war vollständig gerechtfertigt. Sein Angesicht trug die fahle Farbe eines Todten; seine Augen brannten in einem unheimlichen Feuer; seine trocknen, aufgesprungenen Lippen bebten und ein convulsivisches Zucken erschütterte seine Gestalt. Die Stimme klang hohl und rauh, als er sprach:

„Ich möchte Aufklärung über die Ereignisse der letzten Tage. Wo ist Gretchen?

Ein Jammerlaut drang über die Lippen der Frau Adelheid; Herr Vollmer senkte das Haupt, er wollte sprechen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, die Zunge klebte ihm am Gaumen fest.

Da rief plötzlich der hoffnungsvolle Sprößling der Frau Adelheid mit vorlauter Stimme:

„Gretchen ist todt! Sie hat sich in den Fluß gestürzt und wir erben jetzt das ganze Geschäft!“

Frau Adelheid erwachte aus ihrer Ohnmacht und gab ihrem Sohne einen solchen Puff, daß er zur Erde stürzte und mit seinem Geschrei das Zimmer erfüllte.

Herr Vollmer hatte sich ermannt und trat würdevoll auf Eberhard zu. In seinem Auge glänzte jetzt eine Thräne, welche er mit dem großen bunten Taschentuch zu entfernen suchte.

„Ja, Herr von Ellern,“ sprach er mit dumpfer, wie schmerzerstickter Stimme, „das arme Mädchen hat sich in einem Anfall von Schwermuth das Leben genommen.“

„Hat man ihre Leiche gefunden?“

„Nein, Herr von Ellern, noch nicht. Ach, es wäre ja auch mein Wunsch, am Grabe meines Kindes beten zu können!“

Ein herzzerreißendes Schluchzen, welches wie das Kollern eines Puters klang, unterbrach seine Rede und mischte sich mit dem Jammer der würdigen Frau Adelheid und dem Gezeter des mißhandelten Buben.

Verachtungsvoll wandte sich Eberhard von der ehrenwerthen Familie ab und eilte die Treppe hinunter zum Haus hinaus. Einen Augenblick stand er da in dem frischen Frühlingsmorgen, die Hand gegen die schmerzenden Schläfe gepreßt und wie gedankenlos hinstarrend auf das Treiben des neuerwachten Tages. Dann ging er mit heftigen Schritten der Wohnung seines Freundes, des Rittmeisters zu. Dieser war jedoch dienstlich abwesend und würde, wie der Diener

meldete, wohl erst gegen Mittag zurückkehren. Wieder wanderte Eberhard ziel- und zwecklos in den Straßen auf und ab. Seine Stirn glühte, seine Augen brannten ihm wie feurige Kohlen, sein Herz pochte zum Zerspringen; oftmals lehnte er sich erschöpft und ermattet an die Mauer eines Hauses; die Vorübergehenden sahen ihn staunend an.

Plötzlich dachte er daran, bei der Polizeibehörde Erkundigungen einzuziehen. Er lenkte die wankenden Schritte dorthin. Beunruhigt beobachtete ihn der Polizeibeamte bei seinem Bericht. Nichts Neues erfuhr der Unglückliche von dem Beamten. Alle Nachforschungen nach dem Mädchen seien resultatlos verlaufen; es sei nur zu wahrscheinlich, daß dasselbe den Tod in den Wellen gesucht und gefunden habe.

Als Eberhard das Beamten-Zimmer verlassen wollte, schwanden ihm die Kräfte; er wankte und wäre zu Boden gestürzt, wenn der hinzuspringende Beamte ihn nicht aufgefangen hätte.

Schwer stützte sich Eberhard auf den Arm des Mannes; mit dem trostlosen, hilflosen Blick des tödtlich getroffenen Wildes sahen seine Augen zu Jenem auf; ein tiefes Mitleid erfaßte das Herz des doch an den Anblick des Elends gewöhnten Mannes.

„Kommen Sie, Herr von Ellern,“ sprach er mit weicher Stimme. „Sie sind krank, ich werde Sie zu Ihrem Hôtel begleiten. Glauben Sie mir, es ist nutzlos, noch weiter nach dem Schicksal des Mädchens zu forschen. Kommen Sie, ich werde einen Wagen holen lassen.“

Gleich einem hilflosen Kinde ließ sich Eberhard zum Wagen bringen. Er nannte den Namen des Hôtels, in dem er ein Zimmer bestellt hatte und der Polizei-Commissar begleitete den Unglücklichen dorthin.

Auf dem Zimmer angelangt, sank er erschöpft auf das Bett; eine wohlthätige Ohnmacht umhüllte seine Seele.

Der Polizei-Commissar schickte nach einem Arzt und benachrichtigte Eberhards Freund, den Rittmeister, dessen Namen er von dem Erkrankten selbst erfahren hatte.

Als der Rittmeister am Nachmittag zu Eberhard kam, fand er diesen im Bett liegend. Ein heftiges Fieber umnachtete den Geist des Kranken. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht.

„Die sorgsamste Pflege ist nöthig," flüsterte er.

„Thun Sie Alles, was in Ihren Kräften steht," erwiderte der Rittmeister. „Ich komme für Alles auf."

Und wirklich pflegte er den kranken Freund mit treuer Fürsorge. Er ließ zur Bewachung des Kranken einen Lazarethgehilfen seiner Escadron kommen und stellte einen Soldaten als Diener und Botengänger zur Verfügung.

„Es ist die Krisis, die verhängnißvolle Wendung in seinem Leben," sprach er bei sich. „Ist dieselbe glücklich überstanden, so wird die kühle Ueberlegung, die Vernunft wieder zurückkehren. Er wird die unglückselige Leidenschaft für das Mädchen vergessen haben. Dann läßt sich ja weiter sehen."

Neuntes Capitel.

Italien! Wunderland aller Dichter, Künstler und Naturfreunde! Italien, dessen Zauber mit süßer Macht den Wanderer umfängt, der aus den Regionen des ewigen Eises herabsteigt, dessen Pfad wenige Stunden früher noch über Schneegefilde führte, unter denen der Tod lauscht, dessen Pfad Lüfte begleiteten schneidend und rauh! Italien! Mit freudigem Zuruf begrüßt dich der Wanderer zuerst an den Gestaden jener paradiesischen Seen am Abhang der Alpen, umkränzt von den schirmförmigen Wipfeln majestätischer Pinien, welche wie Luftinseln in dem herrlichen Blau des italienischen Himmels schweben; jener Seen, in deren krystallenen Fluthen der Lorbeer sein glänzendes Laub spiegelt, in deren Gärten Pomeranzen, Citronen und Oliven blühen und duften, der schwarze Helleborus seine silbernen Prachtblumen entfaltet, die glänzende Flockenblume, die amerikanische Agave, die indische Stachelfeige des schützenden, wärmenden Glashauses des Nordens nicht mehr bedürfen.

Wie unter den Wasserbecken der Alpen der Genfer See

den Preis der Majestät und Erhabenheit davonträgt, so gebühren dem Lago Maggiore und dem See von Como der Preis der Schönheit und Anmuth unter den italienischen Seen. Wer die lieblichen Ufer des Lago Maggiore besucht, dem lebt ewig die Sehnsucht in der Seele nach jenem Gefilde! Wohl Wenige denken in diesem Paradiese daran, sich wieder hineinzustürzen in die bewegte Welt, den Wanderstab weiterzusetzen von diesem Ufer der Seligen fort. In stillem Genuß der Natur, seinem Genius selbst und einem geliebten Wesen zu leben, dieser Wunsch steigt in dem Herzen empor.

Bewegten nicht solche Gedanken auch die Seele des jungen blassen Weibes, welches, zurückgelehnt in einen bequemen Schaukelstuhl, die bleichen durchsichtigen Hände unthätig im Schooß ruhen lassend, mit starren, träumerischen Augen hinausblickte auf die blaue Fluth des Sees, welche murmelnd an die Marmorstufen der Treppe schlug, die zur Veranda hinaufführte?

Aus der spiegelnden Fluth tauchen die Borromäischen Eilande empor; dort Isola bella mit den marmornen Treppen und Terrassen, den dunkelgrünen Gärten, den Statuen, den Springbrunnen und dem prächtigen, altväterischen Palast der Borromäer; zur Seite Isola Madre mit seinen Felsen und der üppigen Pflanzenwelt des Südens; dort hinten del Piscatori, St. Giovanni und St. Michael mit den Hütten der Fischer zwischen den dunkelgrünen Baumgruppen. Das zauberische Bild schließen im Norden die südlichen Alpen ab,

welche schroff und in scharfen Winkeln gegen die Ebene aufsteigen; ewiger Schnee, ewiges Eis bedecken die Kuppen, sich glänzend abhebend gegen den tiefblauen Himmel.

Sah das starre Auge des blassen Weibes hier auf der Terrasse vor dem marmornen Schlößchen all diese Schönheit? Theilnahmlos, apathisch ruhte sein Blick auf dem blauen See, den glänzenden Schlössern, den grünen Dörfern, den fernen schneebedeckten Bergen! Theilnahmlos wie der Blick des mächtigen Hundes, welcher zu Füßen der jungen Frau sich gelagert.

Im Innern des Schlößchens erklang ein leichter Schritt; eine flüchtige Röthe huschte über die blassen Wangen der Frau; der Hund erhob aufmerksam den Kopf und bewegte leicht den buschigen Schweif. Eine schlanke Herrengestalt mit vornehm blassen Gesichtszügen trat auf die Terrasse und begrüßte das junge Weib.

„Wie befinden Sie sich, Margarethe?“ fragte er mit leicht verschleierter Stimme, einen Stuhl ergreifend und sich neben die junge Frau setzend.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ erwiderte diese in leisem, schüchternem Tone. „Ich habe Ihre Güte nicht verdient. Weshalb führten Sie mich in dies irdische Paradies? Um mir das Scheiden nur noch schwerer zu machen?“

„Weshalb, Margarethe,“ sprach der Mann weiter, „stets noch diese finstern Gedanken?! Ich führte Sie nicht nur hierher, daß Ihr Körper genese, sondern daß auch Ihr Geist

wieder erwache zum fröhlichen Genuß des Lebens, das so reich, so schön ist! Noch immer warte ich, Margarethe, daß Ihr Herz sich wieder dem Leben zuwende, daß Ihr Herz endlich spreche zu Gunsten Ihres treuesten Freundes . . ."

Er hatte die blutlose kleine Hand der jungen Frau ergriffen. Theilnahmlos lag dieselbe in der seinigen; starr und theilnahmlos schaute das dunkle Auge in die Ferne; müde, trostlos müde kamen die Worte von den blassen Lippen:

„Weshalb geben Sie sich so viel Mühe mit mir, Herr Graf. Sie kennen die Geschichte meines Lebens, meines Elends; glauben Sie, daß ein Herz wieder erwachen könne zu neuer Lebenslust, welches alle Hoffnung, jeden Wunsch begraben hat? Ich danke Ihnen, daß Sie mir die letzte Zeit meines Lebens mit solcher Aufopferung verschönern — dringen Sie nicht mehr in mich — ich fühle, daß ich bald, bald Ruhe und Frieden finden werde."

„Sprechen Sie nicht so, Margarethe!" rief leidenschaftlich der Graf. „Sie dürfen nicht so sprechen, Sie sollen nicht sterben, Sie würden mich unsäglich unglücklich machen! Margarethe, Sie wissen, wie ich Sie liebe — seien Sie barmherzig, Margarethe! Sie sollen leben und glücklich sein — meine Liebe soll für Sie sorgen — keiner Ihrer Wünsche soll unerfüllt bleiben — gebieten Sie über mich — über mein Vermögen, nur haben Sie Mitleid mit mir und geben Sie mir ein wenig, ein wenig jener Liebe, welche allein den Menschen glücklich macht."

Der Graf war vor der jungen Frau auf die Knie gesunken, hatte ihre beiden Hände ergriffen und preßte seine Lippen darauf. Müde lächelnd sah Margarethe auf den Mann nieder.

Sie erhob sich.

„Lassen Sie mich jetzt, Bruno,“ sprach sie und ihre Stimme klang mild und weich. „Sie sind ein treuer Freund, haben Sie Geduld mit mir.“

Der Graf führte noch einmal die durchsichtig blassen Hände an seine Lippen, dann entfernte er sich aufseufzend. Margarethe sank in den Sessel zurück und überließ sich wieder ihren Gedanken und Träumereien.

Wie hatte sich Margarethe Vollmer verändert in den wenigen Monaten, seit sie ihr kleines Geschäft für immer verlassen! Seit Sie an jenem Abend in das Schloß des Grafen von Winnigsen getragen worden war! Verschwunden der Jugendglanz von den lieblichen Wangen! Verschwunden das hoffnungsvolle und doch so sehnsüchtige Aufleuchten der braunen Augen! Verschwunden das liebliche, halbverschämte Lächeln der rothen Lippen! Verschwunden die schwellende Fülle des jungen Leibes! Verschwunden die rasche, freudige Thätigkeit ihrer Bewegungen!

Wochenlang hatten des Todes dunkle Fittiche ihr Haupt, ihre Sinne umschattet! Wochenlang lag sie dann nach eingetretener Krisis matt und kraftlos auf dem weichen Lager. Matt und kraftlos war auch der Geist geworden. Wie sich

der Körper nicht erholen konnte, so blieb auch der Geist theilnahmlos, erstorben für die Welt.

Der Arzt rieth eine Luftveränderung, eine Reise nach Italien. Sofort traf Graf Bruno die nöthigen Vorbereitungen.

Ihn jammerte das Elend des jungen Mädchens; er wollte den Geist, die Seele zu neuem Leben erwecken; Margarethe sollte leben, sie sollte leben für ihn, für seine Liebe. Wäre ihm Margarethe im alltäglichen Leben begegnet, er wäre wohl achtlos an ihr vorüber gegangen, hätte vielleicht einen bewundernden Blick auf das blühende Mädchen geworfen, das Bild aber bald wieder vergessen im Taumel des Lebens. Doch unter den sonderbaren Umständen, unter welchen er Margarethe gefunden, hatte sich ihr schönes Bild unlöschbar in sein Herz eingeprägt. Die Schwierigkeit, das Sonderbare der ganzen Lage reizte seinen egoistischen Stolz, reizte seine Begehrlichkeit und entzündete eine Leidenschaft in seinem Herzen, die er für wahre, echte Liebe hielt. Um die Welt, um die Meinung der Welt kümmerte er sich wenig! Er war reich genug, um frei und unabhängig jede seiner Launen befriedigen, die Welt aber verachten zu können.

Fast willenlos ließ sich Margarethe, begleitet von der Haushälterin, Frau Johanne Marx, in das Coupé des Schnellzuges heben, welcher sie, den Grafen und die ganze Dienerschaft an die Ufer des Lago Maggiore führte. Hier hatte der Graf eine reizende Villa gemiethet; in dieser bezaubern-

den Umgebung sollte, so hoffte er, Geist und Körper Margarethens genesen.

Und der Arzt hatte Recht gehabt. Margarethe erholte sich körperlich von Tage zu Tage. Wenn auch die Rosen der Jugend nicht wieder zurückkehrten auf ihre Wangen, wenn auch die Augen nicht wieder aufleuchten wollten im alten Glanz, der Leib nicht wieder in jugendlich schwellender Fülle aufblühte, so flohen doch die letzten Symptome der eben überstandenen Krankheit davon, und das blasse Antlitz mit den dunkelglühenden, fast trostlos blickenden Augen, der schlanke Bau der Glieder, die müden, langsamen Bewegungen gaben dem jungen Weibe einen neuen Reiz, welcher die Leidenschaft des Grafen zu immer höheren Gluthen entflammte.

Nur der Geist wollte nicht wieder erwachen zu neuer Lebenslust und neuem Lebensmuth. Die Gleichgiltigkeit, die Apathie, welche die Folgen der Krankheit gewesen, wollten nicht weichen. Es war, als ob die Vergangenheit in weiter, weiter unerreichbarer Ferne läge, als ob ein anderes Wesen, als sie, Margarethe selbst, alle die Lust und Liebe, all das Leid und den Schmerz erfahren. Die Erinnerung an die glückliche Zeit, an den unglückseligen Tag lebte in ihrer Seele wie die Erinnerung eines Traumes, eines wirkungsvollen Schauspiels. Die Aerzte, jetzt nicht mehr besorgt wegen Margarethens körperlichem Zustand, schüttelten bedenklich die Köpfe über die Melancholie ihrer Seele. Sie riethen Reisen und Zerstreuung, aber Margarethe bat mit so ängstlichem Ausdruck in den

dunklen großen Augen, sie in Frieden leben und sterben zu lassen in der Villa am Lago Maggiore, daß sich Graf Bruno nicht entschließen konnte, das Mädchen dieser ruhigen, weltabgeschlossenen Einsamkeit zu entführen. Auch hoffte der Graf immer noch diese geistige Apathie Margarethens durch seine eigene persönliche Liebenswürdigkeit zu heben, durch seine liebevolle Aufmerksamkeit ihr Herz zu neuem Leben, zu neuer Liebe zu erwecken. Aber fast verzweifelte er daran, als er an diesem Tage von dem Mädchen sich trennte um in sein Gemach zurückzukehren.

Mit dem Grafen war eine große Veränderung vor sich gegangen. Die affectirte Blasirtheit seines Wesens und Antlitzes war verschwunden; die müden Augen hatten einen lebhaften, unruhigen Ausdruck angenommen und auf dem gelblich blassen Gesichte prägten sich nur zu oft Ungeduld, Melancholie, Aerger und freudige Hoffnung aus, je nachdem der Zustand Margarethens sich besserte oder verschlimmerte. Das Herz des Grafen, welches so lange Zeit geschlummert zu haben schien, welches für die Weiber bislang nur das Interesse des Weltmannes, des Lebemannes gehabt, war erwacht zu einer Leidenschaft, wie man sie sonst wohl nur der ersten Jugend zuzutrauen pflegt. Alle anderen Interessen traten in den Hintergrund vor dieser Leidenschaft; seine Gestüte überließ er seinen Verwaltern; die Rennbahnen besuchte er in diesem Sommer nicht, und erstaunt sahen sich die Sportsmen an mit der Frage: Wo ist denn Graf Winnigsen?

Alles erwartete, daß der Graf plötzlich mit einem neuen edlen Pferde erscheinen würde, welches er in der Stille trainirt, aber auf die Ueberraschung, welche sich in der einsamen Villa vorbereitete, war Niemand vorbereitet.

Der Abend senkte sich mit leichtem Nebelschleier auf die Ufer des Sees. Ein leises Frösteln schauerte durch den Körper Margarethens, welche noch immer dasaß, theilnahmlos hinausstarrend auf die dunkelblaue Fluth, über welche die Segel leichter Fischerkähne gleich raschbeschwingten Möven dahinflogen.

Frau Johanna Marx, die Haushälterin auf Winnigsen, jetzt Kammerfrau und Dienerin Margarethens, trat auf die Veranda, eine weiche Decke auf dem Arm tragend.

„Es wird kühl, Fräulein," sprach sie mit einschmeichelnder Stimme. „Wollen Sie nicht in das Haus zurückkehren, oder soll ich Ihnen die Decke um die Füße legen?"

„Ich möchte noch gern ein wenig hier draußen bleiben, Frau Marx," sagte leise, fast schüchtern Margarethe, und Frau Johanna kniete sofort nieder, die Decke um die Füße ihrer jungen Herrin zu wickeln.

„Ich mache Ihnen wohl recht viel Mühe und Last," fragte Margarethe. „Aber es wird nicht lange mehr währen . . ."

„Sprechen Sie doch nicht so, Fräulein," rief Frau Johanna. „Sie sind jetzt wieder ganz gesund, und ich an Ihrer Stelle reiste mit dem Herrn Grafen nach Rom und

Neapel. Da soll es ja ganz wunderschön sein! Und was die Mühe und die Last anbelangt, so denke ich, habe ich es bequemer und besser hier als auf Winnigsen, wo ich den ganzen Tag nur Aerger und Verdruß mit den dummen Küchenmädchen und den Knechten hatte. — Ein so junges Blut wie Sie, und schon so trübe Gedanken! Was soll ich denn sagen mit meinen fünfundsechszig Jahren und meinen weißen Haaren?“

Frau Johanna war eine gutmüthige, aber auch eine kluge Frau. Sie wußte sich in die Verhältnisse zu schicken, sie hatte die Leidenschaft ihres Herrn für Margarethe erkannt und mit aller ihrer Kraft arbeitete sie darauf hin, die Verbindung zwischen dem Grafen und dem jungen Mädchen zu einer unlösbaren zu machen. Sie wußte, daß sie dann nicht zu entbehren sei, und brauchte nicht für ihr kommendes Alter zu sorgen.

„Der Herr Graf,“ hub sie nach einer Weile wieder an, in der Margarethe trübe lächelnd in den aufsteigenden Nebel geblickt, „der Herr Graf sehen in letzter Zeit gar nicht gut aus. Der arme Herr muß einen großen Kummer haben, Fräulein. Er ist so blaß geworden, er ist gar nicht mehr wie früher; er bekümmert sich nicht mehr um seine Pferde, der Herr Graf sollte heirathen, daß wäre das Beste für ihn.“

Margarethe zuckte leicht, wie erschreckend zusammen, verharrte jedoch in Schweigen.

„Unser Graf ist sehr reich,“ fuhr Frau Johanna fort.

„Er hat keine nahen Verwandten mehr, auf die er Rücksicht zu nehmen hätte, er ist ganz sein eigener Herr und kann thun und lassen, was er will. Ja, wenn sein Herr Vater noch lebte, das war ein stolzer aber auch sehr freundlicher und liebenswürdiger Herr. Welche Lust und Freude herrschte auf Schloß Winnigsen, als ich dorthin kam! Ach, es sind jetzt fast 40 Jahre! Ich war ein ganz junges Ding, die Tochter eines Unterförsters des gnädigen verstorbenen Grafen. Aber der Herr Graf hatte mich gern — ja, Fräulein, ich bin auch einmal hübsch gewesen."

Frau Johanna kicherte selbstgefällig, und rieb sich die fetten Hände.

Die Wahrheit von alledem war, daß der verstorbene Graf die jugendliche Johanna im Walde kennen gelernt und in einer übermüthigen Laune sie in das Schloß genommen hatte. Als er dann aber sich mit einem vornehmen Fräulein vermählte, wußte er seinen Hofmeister dazu zu bewegen, Johanna zu heirathen. Das kluge Mädchen ordnete sich dem Willen ihres Herrn unter, wußte sie doch, daß sie trotz der jungen Frau die eigentliche Herrscherin in Schloß Winnigsen bleiben würde.

Margarethe ward unangenehm berührt durch diese Reminiscenzen, welche die Haushälterin schon öfter vor ihr auszukramen gewußt hatte. Instinctiv ahnte das junge Mädchen, daß unedle Beweggründe und Leidenschaften diesen vertraulichen Mittheilungen zu Grunde lagen. Oft konnte sie die

glatte, schmeichlerische alte Frau mit den listigen blaugrauen Augen hassen, aber die Kraft, sich von dieser Person frei zu machen, besaß sie in ihrem krankhaften Zustande nicht.

Jetzt erhob sie sich und sprach leise: „Ich will in mein Zimmer gehen. Es wird mir zu kühl."

Sie verschwand im Innern des Hauses. Hämisch lächelnd schaute ihr die alte Frau nach.

„Weshalb sträubt sich das dumme Ding nur so?" murmelte sie bei sich. „Seine Geliebte wird sie doch, darauf möchte ich wetten. Was will das Mädchen auch mehr?"

Margarethe stand nachdenklich am Fenster ihres Gemaches. Traurige Gedanken bestürmten ihre Seele. Sie stand einsam und allein in der Welt. Sie selbst hatte sich losgerissen von ihrem früheren Leben; zurückzukehren, dazu fühlte sie nicht den Muth, nicht die Kraft; ein Gefühl der Scham hielt sie zurück, sich an ihre alten Freunde zu wenden. Sie wollte todt für die Welt sein, in der sie früher gelebt, aber wie — wie sich eine neue Existenz gründen?

Sie schauderte, wenn sie an die Möglichkeit dachte, welche aus den Worten der Frau Johanna hervorklang. Sie fühlte wohl Freundschaft für den Mann, welchem sie ihr Leben verdankte, welcher mit so großer Aufmerksamkeit, mit so gütiger Zartheit sich ihrer angenommen hatte, aber Liebe konnte ihr todtes Herz nicht empfinden! Und doch mußte etwas geschehen! Sie fühlte, daß ihre Hoffnung auf baldige Erlösung von diesem Leben eitel sei. Sie fühlte sich täglich mehr erstarken;

sie haßte diese Lebenskraft, diese Gesundheit, welche sie an das Leben fesselte. Sie mußte fort aus dem Hause des Grafen; sie wollte in irgend einer fremden Stadt sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Vielleicht daß dann Kummer und Sorge bald allen ihren Leiden ein Ende machten!

Mit diesem Entschluß trat sie in das Zimmer des Grafen.

Ueberrascht sprang dieser von der Chaiselongue empor, auf der er in finsterm Unmuth gelegen.

„Margarethe, Sie bei mir?“ rief er, ihr einen Sessel zuschiebend.

Margarethe stützte nur die zitternde Hand auf die Lehne des Fauteuils und sprach mit bebender, leiser Stimme:

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Graf. Ich habe eine Bitte an Sie.“

„Sprechen Sie, Margarethe! Sprechen Sie!“ rief Graf Bruno. „Sie wissen, daß ich jede Ihrer Bitten erfülle, wenn es in meiner Kraft steht.“

Margarethe schlug voll und groß die dunklen Augen zu ihm auf und erwiderte:

„So lassen Sie mich fort von hier! Ich kann, ich darf nicht länger bleiben.“

Der Graf erblaßte. „Unmöglich! Margarethe, Sie, Sie wollen mich verlassen?“

„Ich darf Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen,“ fuhr das Mädchen fort.

„Sie haben keine Heimath, haben Sie mir gesagt; wohin wollen Sie gehen?“

„Ich bitte Sie, mir die Mittel zu gewähren, in eine deutsche Stadt zurückkehren zu können. Dort will ich mich durch meiner Hände Arbeit ernähren.“

Der Graf lachte kurz auf. Margarethe erröthete unter seinem Blick.

Die Stirn des Grafen verfinsterte sich wieder. Mit untergeschlagenen Armen ging er im Gemach auf und ab. Plötzlich blieb er vor Margarethe stehen, ergriff ihre herabhängende Hand und sprach mit weicher Stimme:

„Unmöglich, Margarethe! Ich kann Sie nicht verlieren. Und es wäre ein Verbrechen, wollte ich Sie wieder in die grausame Welt zurückkehren lassen. Sie wissen, wie ich Sie liebe, Sie wissen, wie ich Alles gethan, um Ihre Zuneigung, Ihr Vertrauen zu gewinnen; — bleiben Sie bei mir, Margarethe.“

Das Mädchen entzog ihm ihre Hand und wollte sprechen, doch der Graf fuhr eindringlicher fort:

„Ich weiß, was Sie sagen vollen; denken Sie nicht so schlecht von mir, daß ich Ihnen einen unehrenhaften Antrag stellen könnte. Bleiben Sie bei mir, Margarethe! Werden Sie meine Gattin!“

Margarethe erschrak; aus ihren Wangen wich der letzte Blutstropfen, heftig pochte ihr Herz! Bittend sah der Graf ihr in die Augen.

„Herr Graf,“ hub sie an . . .

„Alle Ihre Einwendungen,“ unterbrach sie dieser, „sind gegenstandslos. Ich bin ein freier Mann, bin kein schwärmender Jüngling mehr, weiß ganz genau was ich thue. Die Welt, das Gerede der Leute kümmert mich nicht; außerdem erlauben mir meine Mittel, uns in fremdem Lande eine Heimath zu gründen, wenn Sie, Margarethe, sich scheuen sollten nach Deutschland zurückzukehren. Sie selbst sind ohne Heimath, ohne Familie! Sie selbst haben sich losgetrennt von Ihrer Vergangenheit — finden Sie eine neue Heimath, eine neue Familie an meiner Seite! Bringen Sie mir auch nicht die erste schwärmerische Liebe Ihrer Jugend entgegen, Ihre Freundschaft, Ihre Achtung genügt mir und es soll mein Bestreben sein, auch einen Theil Ihrer Liebe zu erobern. Geben Sie mir Ihre Hand, Margarethe! Seien Sie mein Weib! Noch heute thue ich die nöthigen Schritte, damit in kurzer Zeit die gesetzliche Weihe unsern Bund befestigt.“

Er hielt dem Mädchen beide Hände bittend entgegen und sah ihr erregt in die Augen.

Margarethe schlug die Augen nieder; eine tiefe Röthe überflog ihre Wangen, nach kurzer Pause legte sie bebend ihre Hände in die seinigen.

„Dank Ihnen, Margarethe! Dank Ihnen!“ jubelte der Graf und küßte innig die bleichen Hände. „Niemals sollen Sie diese Stunde bereuen!“

In der folgenden Nacht floh der Schlummer die Augen

Margarethens. Wirre Traumbilder durchstürmten ihren halbwachen Geist. Wie war es möglich, sie die Gattin eines anderen Mannes als Eberhards? Wie war es möglich, sie, die arme Putzmacherin, die Gattin des reichen Grafen Winnigsen! Würde sie jemals die Zeit, jene glückliche, selige Zeit der ersten Liebe vergessen können? Vergessen können das Häuschen der Vorstadt in den hallenden Prunkgemächern der Schlösser des Grafen? Vergessen können den Kuß des Geliebten in der Umarmung ihres künftigen Gatten?

Ein Strom von Thränen brach erlösend sich Bahn aus der krampfhaft gepreßten Brust; tief in die Kissen verbarg sie ihr glühendes Antlitz.

Graf Bruno aber saß noch lange an seinem Schreibtisch, um die Papiere, welche zur Vermählung nothwendig waren, herbeizuschaffen. Kam ihm jetzt zuweilen auch der Gedanke, ob er Recht gethan, alle Vorurtheile der Welt bei Seite zu setzen, so verschwand derselbe doch rasch vor dem Glück, das er durch diese Verbindung zu erlangen hoffte. Wenn er gesagt, daß er die Welt und ihr Gerede verachte, so hatte er die Wahrheit gesprochen. Es war keine Phrase gewesen. Er hatte zu lange in der wirklich großen Welt gelebt, einen zu tiefen Einblick in das Getriebe derselben gethan, allzusehr die Heuchelei, die ganze innere Hohlheit derselben erkannt, um noch irgend welche Achtung vor dieser Welt zu empfinden. Er hatte nie wahrhaftes Glück gekannt! Auf seinem Lebenswege waren ihm entweder nur eitle Puppen der Gesellschaft

oder gefallsüchtige Weiber begegnet! Den wahren Adel des Weibes hatte er zum ersten Male kennen gelernt in diesem Mädchen, welches das Elend, welches die Erbärmlichkeit der Menschen in seine Arme geführt. Zum ersten Male hatte er wahre, tiefe Leidenschaft gefühlt; war es da ein Wunder, daß er allen Vorurtheilen zum Trotz diese Leidenschaft befriedigen wollte? War es ein Wunder, daß er sich spöttisch lächelnd die erstaunten Gesichter seiner Bekannten, den dummen verwunderten Ausdruck der Gesichter der Gesellschaft, in welcher er bislang gelebt, ausmalte, daß ihm diese Bilder eine gewisse ironische Befriedigung gewährten?

Leise lachte er auf, als er den letzten Brief couvertirt und gesiegelt hatte. Dann übergab er alle dem Diener zur Besorgung und ließ Frau Johanna kommen, um mit ihr die nöthigen Vorbereitungen zu besprechen.

Frau Johanna war zu klug, um auch nur mit einem Wort ihrer Verwunderung Ausdruck zu geben. Demüthig brachte sie ihre gehorsamste Gratulation an und nur ein leises spöttisches Lächeln über die Dummheit ihres Herrn lag auf ihrem glänzenden, feisten Antlitz.

Groß aber, unendlich groß war das Erstaunen in der Heimathstadt Margarethens, als die Thatsache ihrer Verheirathung mit dem Grafen Winnigsen bekannt wurde.

Die Familie des würdigen Gerichtsschreibers wußte im Anfang nicht, wie sie sich diesem Factum gegenüber stellen

sollte. Schließlich siegte aber doch die Großmuth und die Liebe zu der verschollenen Tochter; der Gerichtsschreiber schrieb einen demüthigen Gratulationsbrief an den Grafen, in dem er seiner und seiner edlen Gattin Freude über die wiedergefundene Tochter beredten Ausdruck gab. Eine Antwort auf diesen Brief erfolgte in Gestalt eines prächtigen Geschenks, das der Herr Gerichtsschreiber voll Stolz allen seinen Bekannten zeigte. In der Folgezeit ward der würdige Herr noch weit stolzer und unnahbarer als früher. Mit Vorliebe sprach er von dem „Herrn Grafen seinem Schwiegersohn“. Frau Adelheid konnte es auch nicht unterlassen, allen ihren guten Freundinnen und Nachbarinnen von dem Glück ihrer Tochter zu erzählen, und daß sie schon lange gewußt habe, was die Glocke geschlagen.

So herrschte in der Familie des Gerichtsschreibers allgemeine Zufriedenheit; in der Stadt und der Gesellschaft war diese Hochzeit einige Monate lang ein sehr beliebter Gesprächsstoff. Man rümpfte die Nase. Man lächelte geheimnißvoll und außerordentlich kluge Leute wollten jetzt schon längst das Verhältniß zwischen dem Grafen und Margarethe bemerkt haben. Warum hätte sich denn der Graf im Frühling auch so lange auf seinem Schloß aufgehalten? Deshalb sei er auch niemals in den Gesellschaften der Stadt erschienen! Aber man erinnerte sich jetzt ganz deutlich, den Grafen oft in der Stadt gesehen zu haben, namentlich des Abends; jetzt sei es klar, weshalb er zur

Stadt gekommen sei, und weshalb das Geschäft der „Person“ in letzter Zeit wieder einen solchen Aufschwung genommen.

Man bedauerte Eberhard, der sich den Verlust des Mädchens so zu Herzen genommen, daß er einige Zeit krank in der Stadt gelegen hatte, und lobte den Rittmeister, der seinem Freunde so thatkräftig geholfen, daß er jetzt eine Stellung am Archiv in der Hauptstadt erhalten habe.

Mit einem Worte, man verdammte das Benehmen des Mädchens, dieser „raffinirten Person“, auf's Aeußerste, und dachte mit keinem Gedanken daran, daß die Gesellschaft selbst und ihre Principien an dem Schritt des jungen Mädchens die Schuld trage.

Doch nach und nach legten sich die Wetter der Aufregung, und nur der Gerichtsschreiber erwähnte noch regelmäßig „seine Tochter, die Frau Gräfin“ jeden Abend beim Stammschoppen im Gasthof zum „Prinzen Wilhelm“.

Zehntes Capitel.

Jahre kamen und schwanden!

Schwere, harte Jahre waren es für Eberhard von Ellern gewesen! Arbeit hatten sie ihm genug gebracht, Freude und Glück nur wenig.

Sein starker Körper hatte schon nach wenigen Tagen jene Krankheit, welche ihn niedergeworfen, überwunden. Als er sich aller Ereignisse bewußt wurde, erfaßte ihn nicht wilde Verzweiflung, sondern dumpfer Trübsinn hielt seine Sinne gefangen. Einem schweren Nebel gleich legte sich energielose Melancholie auf seinen Geist, gleichgiltig war ihm die Welt geworden, gleichgiltig sein eigenes Geschick.

Eine schwere Aufgabe war es für den Freund, den Rittmeister, Eberhard aus dieser Lethargie aufzurütteln. Das Bewußtsein der Schuld ließ dem Neffen des Ministers jedoch keine Ruhe, war es ihm nicht gelungen, das Mädchen zu retten, so wollte er doch wenigstens den Freund einem verderblichen Geschick entreißen, und tagelang saß er deshalb neben demselben, auf ihn einredend und ihn zu überzeugen suchend,

daß er die Stelle, welche der Minister ihm angeboten, annehmen müsse.

Nur um von diesem freundschaftlichen Quälgeist befreit zu werden und um sich vor der äußersten Noth des Lebens zu schützen, versprach Eberhard sich nach der Rückkehr nach der Hauptstadt nochmals bei dem Minister zu melden.

Dieser empfing Eberhardt mit freundlicher Zuvorkommenheit. Erschrak er auch Anfangs über das blasse, theilnahmlose Antlitz, so beruhigte er sich doch in dem Gedanken, daß die Zeit die Wunde schon heilen würde. Sein Versprechen in Betreff der Stellung hielt er und so trat nach kurzer Zeit Eberhard das Amt eines Archivschreibers an mit jährlich 500 Thalern Gehalt und der Aussicht auf Besserung.

Da saß er nun alle die Tage der langsam dahinschleichenden Jahre von Morgens 8 Uhr bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr in dem düstern grauen Gebäude, umringt von den ernsten mächtigen Folianten in gelblichen Schweinslederbänden, umgeben von staubigen, vergilbten Papieren, Urkunden längst vermoderter Fürsten und Herren, Briefen von Städten und Gemeinden, von Aebten, Prälaten, Bischöfen und Klöstern.

Sein Auge verfolgte fast mechanisch die Zeugnisse eines längst untergegangenen Lebens, er lernte eine frühere Zeit kennen und allmälig, ganz allmälig schien die Lebhaftigkeit seines Geistes wieder zu erwachen, er fing an Interesse für sein Studium, für seine Arbeit zu empfinden; seine leiden-

schaftlich verlangende Seele beruhigte sich bei dem steten Copiren, Collationiren und Registriren alter Urkunden, bei dem Studium wissenschaftlicher Werke, und nach Verlauf von mehreren Jahren war der frühere, lebenslustige, feurige Cavalier ein vortrefflicher Archivbeamter mit ruhigem, steifem Wesen geworden. Die Belohnung blieb nicht aus, er ward zum Archivsecretär befördert und sein Gehalt auf 750 Thaler erhöht! Sorgenlos konnte er der Zukunft entgegen sehen.

Bitter lächelte Ellern, als ihm sein Chef die Beförderung und Gehaltserhöhung mit einigen anerkennenden Worten mittheilte. Konnte er ja doch keine Freude mehr empfinden über die äußeren Erfolge seines Lebens, seitdem mit dem Verlust der Geliebten sein Streben Zweck und Ziel verloren. Zuweilen wohl schwang er sich noch empor zu der Ansicht, daß in diesem Streben selbst das Ziel liege, doch wenn er dann sehen mußte, wie jedes ideale Streben dazu erniedrigt wurde, sich äußere Vortheile zu verschaffen, so erfaßte ihn von Neuem der Ekel vor dem menschlichen Thun und Treiben; mit aller Anstrengung nur konnte er dann seine Berufspflichten erfüllen.

In der dumpfen Gewohnheit des alltäglichen Lebens lebte er dahin. Am Tage arbeitete er auf seinem Bureau, am Abend suchte er ein gefülltes Wirthshaus auf, um dort stundenlang stumm und starr in das Menschengewühl zu schauen, oder mit gleichgiltigem Auge und interesselosem Geiste die Tagesblätter zu durchfliegen. Gegen Mitternacht, wenn der Geist der genossenen Getränke schon anfing seine Seele zu betäuben, suchte

er sein Lager auf, um in schwerem Schlaf Leben und Welt ringsum zu vergessen.

Oftmals dachte er daran, wie so ganz anders sich sein Leben hätte gestalten können, wenn seinen Weg die Geliebte hätte begleiten dürfen. Er sah im Geiste ihr anmuthiges Walten als Hausfrau, er hörte ihre sanfte Stimme, ihr silbernes, fröhliches Lachen, er sah ihr kindlich frohes Auge, wie es ihn schelmisch lächelnd anschaute! Wie anders, wie so ganz anders würde sein Leben geworden sein! In fröhlicher Schaffenslust hätte er gearbeitet und gewirkt, sein Thätigkeit auf dem Archiv wäre ihm nicht nur das Mittel gewesen, um sein Leben zu fristen, er hätte idealeren Nutzen daraus gezogen, er wäre angespornt worden zu selbständigen Schöpfungen und Werken. Jetzt athmete er auf, wenn die Uhr das Ende der Bureaustunden anzeigte, und eilte so rasch wie möglich fort aus dem düstern Archivgebäude, fort aus seiner einsamen Wohnung, um seine freien Stunden in dem Winkel eines Wirthshauses oder eines Café zu verträumen.

Wie sein Gemüthszustand ein ganz anderer geworden, so hatte sich auch sein Aeußeres ganz und gar verändert. Die schlanke, elegante, geschmeidige Gestalt war verschwunden. Der früher freigetragene Kopf war nach vorn gesenkt, die stolze Stirn in düstere, mißmuthige Falten gezogen; um die Lippen spielte nur zuweilen ein bitteres Lächeln; der Glanz der Augen war erloschen und die sonst gebräunten Wangen waren schlaff und erblaßt.

Alte Bekannte riefen bei seinem Anblick aus: „Ei, Ellern, was sind Sie dick geworden! Man sieht es Ihnen an, das ruhige Leben bekommt Ihnen ausgezeichnet!"

Wohlwollend lachend klopften sie ihm auf den Bauch, um, wenn sie allein waren, in sich hineinzumurmeln: „Der Kerl verkommt zwischen seinen Büchern, 's ist schade um ihn!" —

Ein schöner Frühlingstag war es. In den Alleen des Thiergartens tummelte sich eine bunte Menge. Die große Welt war zu Wagen und zu Pferde erschienen, zum ersten Male in diesem Frühling ihre Pracht, ihren Glanz, ihre Eleganz und ihre Schönheit zu entfalten.

Fröhlicher Sonnenschein in der Natur, fröhlicher Sonnenschein auf den Gesichtern der Menschen!

Auch Eberhard hatte seine mittägigen Freistunden zu einem Spaziergang benutzt. Er saß auf einer Bank, zu Füßen einer mächtigen Eiche, etwas abseits von dem großen Wege, und starrte mit trüben Augen auf die in der Ferne vorüberfluthende glänzende Menge.

Plötzlich löste sich aus der ununterbrochenen Reihe der Equipagen ein Wagen ab und lenkte aus der Hauptallee hinaus in den Seitenweg, an dem Eberhard Platz genommen. Neugierige Blicke aus der Menge folgten diesem Wagen, in dem sich eine einzelne Dame befand. Einzelne Reiter sprengten der Equipage nach, um noch einen Blick auf die schöne Erscheinung in den schwellenden Kissen zu werfen.

Es war ein offener Landauer mit zwei prächtigen, glänzendschwarzen Rossen bespannt, welcher langsam den Nebenweg verfolgte. Auf den Thüren des Wagens, auf den Knöpfen der grünen und silbernen Livreen der Diener befand sich eine gräfliche Krone; in dem Fond des Wagens saß eine Dame in schwarzer, eleganter Toilette. Aus dem zarten, bleichen Antlitz, das umrahmt war von goldblondem Haar, blickten zwei große dunkle Augen wie ermüdet in den frühlingslichten Wald. Ein großer löwenähnlicher Hund folgte dem Wagen zwischen den Hinterrädern.

Niemand in der Gesellschaft kannte diese schöne, durch ihre einfache Eleganz auffallende Erscheinung. Niemand wußte Auskunft zu geben. Doch plötzlich ging ein Geflüster durch die Gesellschaft: „Das sind die Rappen das Grafen Winnigsen! Das ist die Livree des Grafen!“

Spöttisch lächelten die Lippen der vornehmen Damen. Bewundernd sahen die Herren der schönen Erscheinung nach.

Langsam näherte sich der Wagen dem Platze, an dem Eberhard saß. Flüchtig streiften die Augen der Dame den einsamen Mann; plötzlich zuckte es in ihrem Antlitz schmerzlich auf; sie erhob sich halb von ihrem Sitz, es schien als wollte sie dem Diener einen Befehl zurufen, da trafen ihre dunklen Augen nochmals den Blick des Mannes; ein leiser Schmerzensruf, wie ihn das getroffene Wild ausstoßen mag, ertönte von ihren Lippen; erschreckt wandte sich der Diener nach seiner Herrin um; sie war zurückgesunken in die

Kissen, winkte hastig mit der Hand und rief mit bleichen Lippen: „Rasch, rasch, nach Hause!"

Leicht streifte die Peitsche des Kutschers den glänzenden Rücken der edlen Rosse und der Wagen verschwand in einer Staubwolke.

Eberhard war von seinem Sitze aufgesprungen, er stand erstarrt gleich einem bleichen Marmorbilde. Er hatte die blasse schöne Dame erkannt. Es war Margarethe — Margarethe Vollmer!

Er konnte sich nicht geirrt haben! Auch sie hatte ihn ja erkannt — auch sie war ja bis zum Tod erschrocken. Sie war es! Die Todtgeglaubte war vom Tode auferstanden!

Wie war es möglich? Sollte der Rittmeister doch Recht gehabt haben? Sollte Margarethe treulos geworden sein, um an der Seite eines anderen Mannes ein reiches glänzendes Leben führen zu können?

Kein Zweifel, die Geliebte hatte ihn verlassen! Sie hatte ihm und der Welt eine erbärmliche Comödie vorgespielt, um desto sicherer mit ihrem Liebhaber entfliehen zu können.

Ach, ein unsäglich bitterer Schmerz zerriß seine Seele! Stöhnend sank er auf die Bank zurück und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Er konnte nicht mehr zweifeln an dem Verrath der Geliebten. Er hätte früher sein Leben hingegeben für ihre Treue — jetzt, jetzt trat ihm der Beweis der Untreue, des Ver-

raths leibhaftig entgegen, er konnte nicht mehr zweifeln, er konnte nicht mehr an die Treue der Geliebten glauben.

Wie er nach Haus gekommen an diesem Tag, er wußte es nicht. Vergebens wartete man im Archiv auf sein Erscheinen, mißbilligend schüttelte der Chef sein Haupt und sandte einen Diener zu dem lässigen Beamten. Man fand ihn nicht, denn ziellos, zwecklos trieb sich Eberhard in den Straßen, in den Wirthshäusern Berlins umher, um am Abend, betäubt von dem Genuß geistiger Getränke, sein Antlitz stöhnend in die Kissen zu bergen. Er mußte Vergessen, Betäubung finden an diesem Tage, mit Absicht hatte er sich berauscht, mit Absicht jeden Gedanken, jede Erinnerung betäubt.

Eberhard hatte sich nicht geirrt, die einsame unbekannte Dame war sein Gretchen — Margarethe Vollmer, jetzige Gräfin Winnigsen!

Hatte sie ihr Glück, oder doch ihre Ruhe in dieser Verbindung gefunden?

Im Anfang der Ehe war Graf Winnigsen von größester Aufmerksamkeit für seine Gattin, erfüllte jeden ihrer Wünsche, umgab sie mit einem Comfort und Luxus, daß der einfache Sinn Margarethens oft wie betäubt war von all dem Reichthum ringsum. Margarethe hatte ihren Gatten gebeten, stets im Auslande weilen zu dürfen, sie wollte nie mehr nach Deutschland zurückkehren, um möglichst fern allen ihren Bekannten und Verwandten, möglichst fern der Heimath bleiben zu können. Bereitwilligst war Graf Bruno auf diesen Wunsch eingegangen.

Die ersten Monate verlebte man still in der reizenden Villa am Lago Maggiore. Dann durchreiste man die italienischen Städte, Venedig, Florenz, Rom, Neapel. Die Seele der jungen Frau erquickte sich einigermaßen an all den Schönheiten, welche sie umgaben; wenn auch niemals ein wahres Glücksgefühl in ihrem Herzen erwachen wollte, so hoffte sie doch auf stille Zufriedenheit und friedliche Resignation. Sie glaubte jetzt auch daran, durch ihr Opfer das Glück oder vielmehr die sorgenfreie Existenz Eberhards geschaffen zu haben, da sie in Folge ihrer geheimen Nachforschungen erfuhr, daß er eine auskömmliche, angesehene Staatsanstellung gefunden habe.

Der Frühling ward von dem gräflichen Paar in Paris und Nizza verlebt, allmälig ward aber Margarethe ermüdet durch diese vielen Reisen, ermüdet durch die zahlreichen Gesellschaften und Vergnügungen, zu denen sie ihr Gatte führte, ermüdet durch die Huldigungen, welche die Männerwelt der schönen blassen Frau zu Füßen legte; sie sehnte sich nach Ruhe und Frieden, den sie nicht gefunden im Getümmel der großen Welt, sie sehnte sich nach der stillen Villa am rauschenden Wasser des Lago Maggiore und sprach diesen Wunsch ihrem Gatten gegenüber aus.

„Ah,“ erwiderte dieser enstaunt, „ich hatte gehofft, Du würdest mich diesen Sommer nach den verschiedenen Rennplätzen begleiten und Zeugin des Triumphes meiner Farben sein! Denn ich habe die Absicht, in diesem Jahre wiederum

in die Schranken zu treten. Doch wie Du willst. Die Villa steht zu Deiner Verfügung. Mir erlaubst Du jedoch wohl, mich meinen Geschäften zu widmen."

Die Worte waren mit scharfer Accentuirung gesprochen. Margarethe fühlte, daß Graf Bruno nicht Das in der Ehe gefunden, was er gehofft; sie fühlte, daß eine gewisse Unzufriedenheit sich der Seele ihres Gatten bemächtigt, und sie war nicht im Stande, durch liebende Hingabe den Zwiespalt, der zwischen ihr und dem Gatten auszubrechen drohte, zu beseitigen. Sie hatte nie die scheue Zurückhaltung im Verkehr mit dem Grafen überwinden können, welche nur die wahre Liebe bei keuschen, edlen Seelen verschwinden läßt. Und der Graf, er wußte diese fast jungfräuliche Zurückhaltung nicht zu würdigen. Er verlangte ein Weib voll Stolz und Erhabenheit; einer solchen Frau hätte er sich beugen können, die reichen scheuen Griseldisnaturen befriedigten ihn nicht. Er wollte glänzen mit seiner Gattin, seine Gemahlin sollte die Königin seiner Feste sein; er wollte beneidet werden um den Besitz seines Weibes. Aber Margarethe zog sich scheu zurück, instinctiv fühlte sie das Unedle in den Naturen dieser Herren, welche sich ihr näherten, welche ihrem Gatten schmeichelten und ihr den Hof machten. Zur Königin der oft rauschenden Feste ihres Gatten und dessen Freunde war sie durchaus nicht geschaffen. Stumm saß sie an seiner Seite bei glänzendem Mahl; stumm mit dem scheuen Blick eines Kindes durchschritt sie an seinem Arm die prunkenden Ballsäle, die Spiel-

säle der Bäder, in denen das Gold klirrte und der eintönige Ruf der Croupiers erscholl. Am liebsten zog sie sich in die Einsamkeit der Natur zurück. Auf den Trümmern des alten Roms konnte sie stundenlang träumen; in der Campagna streifte sie tagelang zu Wagen und zu Pferd umher; an den Ufern des Meeres saß sie und starrte träumend hinaus auf die wogende Fluth, bis der glühende Sonnenball im Westen versank und die Schatten der Nacht sie zur Heimkehr zwangen.

Das Alles wurde dem Grafen bald langweilig. So sehr er auch die Welt verachtete oder zu verachten glaubte, so konnte er doch den Verkehr mit ihr nicht entbehren. In den ersten Monaten der Ehe war es allerdings auch ihm Bedürfniß allein mit der stillen sanften Gattin zu bleiben. Dies Bedürfniß entsprang aber nicht allein aus seiner Leidenschaft für die schöne Frau, sondern auch aus der Absicht, Margarethe vorzubereiten auf den Verkehr in der großen Welt. Hatte sie doch früher in so durchaus anderen Verhältnissen gelebt als die Frauen, in denen sie sich als Gattin des Grafen Winnigsen bewegen sollte! Wenn auch ihre Bildung des Herzens und des Geistes nicht hinter der der vornehmen Damen zurückstand, ja dieselbe in den meisten Fällen überragte, so fehlte doch, wie ja natürlich, ihrem äußeren Benehmen jene Leichtigkeit, welche sich nur im Umgang mit der Welt erlernen läßt. Diese Aeußerlichkeiten sollte sich Margarethe auf den vielen Reisen aneignen, und

deshalb sah jetzt der Graf mit Verdruß, daß aus der scheuen, zurückhaltenden Frau niemals eine große Dame werden würde. Seine erste, rasch emporgeflammte Leidenschaft war dem Erlöschen nah, wie es jeder Leidenschaft mit der Zeit ergeht, welche nur aus Sinnlichkeit entspringt, wenn sie nicht durch Aeußerlichkeiten, durch allerlei Künste stets von Neuem Nahrung erhält. Es war daher dem Grafen jetzt schon, nach kaum einjähriger Ehe, ein entsetzlicher Gedanke, mit der stillen blassen Frau einen einsamen Sommer verleben zu sollen. Dazu kam, daß seine Vorliebe für den Rennsport durch den Verkehr in der Welt und mit den hervorragendsten Sportsleuten auf's Neue erwacht war, und so ließ er seine Gattin allein nach der Villa am Lago Maggiore reisen, während er seiner Liebhaberei auf allen Rennplätzen Europas fröhnte.

Eine stille, friedliche Zeit verlebte Margarethe an dem herrlichen See. Neue Hoffnung auf ein zufriedenes Loos erfüllte ihre Seele, neue Hoffnung, daß das Band ihrer Ehe ein innigeres werden würde, denn sie sah ihrer Niederkunft entgegen. Wenn auch nicht das Gefühl einer heißen Liebe sie zu ihrem Gatten zog, so empfand sie doch Dankbarkeit, daß er sie vom Verderben gerettet, daß er großsinnig genug gewesen, sie, die von aller Welt Verachtete, zu seiner Gattin zu erheben.

Aber störend mischte sich in dieses Gefühl stets der Gedanke an ihre erste Liebe, an jene glückliche Zeit, da sie in

den Armen Eberhards geruht, an jene Zeit, da sie Zukunftspläne, ach! so rosige Zukunftspläne zusammen geschmiedet. Wie sie auch dagegen kämpfte, der Gedanke, die Erinnerung wollte nicht weichen. Und als sie ihrem Gatten ein zartes Knäblein geboren, als sie das junge Geschöpf in den Armen hielt, da weinte sie heiße sehnsüchtige Thränen nach dem auf ewig Verlorenen; sein Bild stand traurig und vorwurfsvoll vor ihren Augen, erschien ihr in den einsamen, schlaflosen Nächten.

Die Geburt eines Erben rief den Grafen auf kurze Zeit an die Seite seiner Gattin zurück.

Seine Stimmung war milder geworden. Er freute sich über den kleinen Sprößling und war voll liebender Aufmerksamkeit für seine Gemahlin.

Aber lange litt es ihn nicht in dem stillen Hause. Immer klarer ward es ihm, daß er nicht für ein zurückgezogenes häusliches Leben geschaffen sei. Nach einigen Tagen schon sehnte er sich wieder fort nach der Residenz. Er ward hier sehr gefeiert von der vornehmen Welt; den letzten Sommer hatten seine Pferde fast in allen Rennen gesiegt; sein Name ging als der des ersten deutschen Sportsmanes durch alle Zeitungen, seine Verdienste um deutsche Pferdezucht wurden lobend hervorgehoben, und als er nach der Hauptstadt gekommen, beeilte sich die Sportswelt, ihm ihre Huldigungen darzubringen und ihn zum Präsidenten einer großen und vornehmen Sportgesellschaft zu wählen.

Graf Bruno fühlte sich geehrt durch die Wahl der Gesellschaft, welcher Prinzen, Fürsten und Herzöge angehörten. Sein Ehrgeiz hatte neue Nahrung erhalten und mit allem Eifer widmete er sich seiner Aufgabe. Die arme, blasse, stille Frau am Ufer des oberitalienischen Sees wurde fast ganz vergessen in der Unruhe der vielfachen Geschäfte, Comitésitzungen, Diners, Soupers und Bälle, welche der Graf in seiner Stellung mitzumachen verpflichtet war.

Von der Gattin des Grafen war so gut wie gar nicht die Rede. Der Graf sprach nicht gern mehr von seiner Gemahlin, es war als schäme er sich ihrer in diesen Gesellschaften von geborenen Gräfinnen, Fürstinnen und Herzoginnen. Draußen in dem Getümmel der Welt, in Rom, in Neapel, in Nizza und Paris kümmerte sich Niemand um die Herkunft der Gräfin Winnigsen; dort war sie nur die schöne, sanfte Frau; hier aber, in der immerhin engbegrenzten Gesellschaft, fragte man zuerst nach der Herkunft und dem Namen einer Person, ehe man dieselbe als ebenbürtig betrachtete.

Der größte Theil der Gesellschaft war wie aus den Wolken gefallen, als Graf Winnigsen jetzt die Geburt eines Sohnes anzeigte. Man hatte geglaubt, er sei gar nicht verheirathet, und hatte der Eine oder der Andere ihn draußen im Auslande mit der schönen blassen Dame gesehen und zu Hause davon erzählt, so hatte man spöttisch gelächelt: man glaubte nicht an eine Heirath. Jetzt aber wurde man vom Gegentheil überzeugt und eifrig legte man sich auf die Ausfor-

schung der Verhältnisse. Bald hatte man denn auch herausgefunden, daß des Grafen Gemahlin die Tochter eines armseligen Gerichtsschreibers aus der Provinz sei, daß der Graf sie entführt habe, daß sie zuerst seine Geliebte gewesen sei und durch allerlei schlaue Machinationen den Grafen zur Schließung des Ehebundes gebracht habe. Ein Strom der Entrüstung ergoß sich über „diese Person“, welche es gewagt hatte einen Grafen zu heirathen. Allgemein ward der Graf, dieser elegante, liebenswürdige Cavalier, bedauert, daß er sich von der „schlauen Person“ habe bethören lassen.

Der Graf ahnte diese Gespräche und diese Gerüchte wohl; deshalb war es ihm sehr angenehm, als Margarethe erklärte, sie wolle noch einige Zeit in der Einsamkeit der Villa leben.

Sehr befriedigt im Innern reiste Graf Bruno wieder ab; Margarethe blieb allein zurück bei ihrem Kinde, allein mit ihren Gedanken und Träumen.

O diese Gedanken und Träume! Sie wollten nicht schwinden aus der einsamen Seele des armen jungen Weibes! Immer von Neuem stiegen die Bilder und Gestalten früherer Zeit empor, immer von Neuem sah das Auge der Seele das blasse verwurfsvolle Gesicht des Geliebten, hörte ihr weinendes Herz die traurige Stimme des verlorenen Freundes! Wo anders sollte sie Trost finden, die arme junge Mutter, als bei ihrem Kinde?

Die Wandlung, welche mit dem Gatten geschehen, hatte

sie wohl bemerkt. Nicht Liebe oder auch nur Zuneigung hatte ihn zurückgeführt zur Gattin, nur das Pflichtgefühl, der Mutter seines Kindes, seines Erben gegenüber. Bei ihm, an der Brust des Gatten fand sie keinen Trost, keine Hilfe in ihrem einsamen Schmerz, deshalb suchte sie Trost und Hilfe bei ihrem Söhnchen, bei dem armen schwachen Wesen, das nur die Aufwendung aller ärztlichen Kunst, die sorgsamste Pflege am Leben erhalten konnte.

Ein Jahr verging, ein Jahr voll Kummer und nagender Sehnsucht nach Liebe, nach Ruhe und Frieden; ein Jahr voll Sorge um das Leben des kleinen, schwächlichen Knaben; ein Jahr voll schlafloser Nächte, ruheloser Tage, voll heißer Gebete, voll Jammer und Thränen, voll wilder Verzweiflung, voll dumpfer Resignation!

Da traf ein Brief des Grafen ein, welcher Margarethe aufforderte, mit dem Sohne nach der Residenz zu kommen. „Die Sehnsucht," schrieb der Graf, „meinen Sohn, den Erben meines Namens um mich zu haben, ihn wachsen und gedeihen zu sehen, läßt mich die Bitte aussprechen, daß Du sobald als möglich kommst. Es ist Alles zu eurem Empfange bereit."

Sprach auch der Graf nicht gerade die Unwahrheit, wenn er von seiner Sehnsucht nach dem Sohne schrieb, so lag doch der Hauptgrund, weshalb er den Knaben unter seinen Augen haben wollte, an anderer Stelle. Seine sogenannten guten Freunde und vor Allem seine Freundinnen wußten ihm immer wieder klar zu machen, daß die Tochter

des Gerichtsschreibers nicht geeignet sein könne, den Erben des Grafen Winnigsen zu erziehen; und soweit hatte sich Graf Bruno schon wieder in der vornehmen Gesellschaft acclimatisirt, daß er die Ansicht der Freunde und Freundinnen vollständig begründet fand. Die vorurtheilslosen Ansichten der früheren Zeit waren fast ganz verschwunden und Graf Bruno wurde nach und nach der conservative Edelmann, wie alle seine Vorfahren, nachdem sie sich die Hörner abgestoßen. Er war auch nicht klug genug, um einzusehen, daß bei seinen Freunden und Freundinnen die Neugier, die Gräfin Winnigsen kennen zu lernen, der Hauptfactor der Ansicht von der wenig passenden Erziehung des jungen Erben war.

Der Wunsch ihres Gatten berührte Margarethe auf das Schmerzlichste. Aber durfte sie sich widersetzen? War es nicht ein berechtigter Wunsch des Vaters, den Sohn um sich haben zu wollen? Nur um ihrer Furcht Willen, daß ihr Knäblein das harte nordische Klima nicht ertragen würde, versuchte sie eine schüchterne Vorstellung zu Gunsten ihres Aufenthalts in der stillen Villa.

Als einzige Antwort auf diesen Brief traf ein Telegramm ein, welches lautete:

„Ich warte Dich sammt dem Knaben Ausgang nächster Woche.

Bruno Graf Winnigsen.“

Weiterer Widerstand wäre unnütz und thöricht gewesen.

Mit schwerem Herzen trat Margarethe die Reise nach Norden an. Nach Jahrelanger Abwesenheit betrat sie wieder den Boden des Vaterlandes, hörte wieder um sich nur die Laute der vaterländischen Sprache. Doch nicht mit Freuden begrüßte sie das Vaterland; bange Ahnung erfüllte ihr Herz und scheu drückte sie sich in die Ecke des Coupés erster Klasse zurück, wenn der Zug in einen Bahnhof rasselte. Stets fürchtete sie ein bekanntes Gesicht vor sich auftauchen zu sehen; sie athmete erleichtert auf, wenn der Zug sich wieder in Bewegung setzte und die Station hinter sich ließ. Kein bekanntes Gesicht begnete ihr auf der Reise. Neugierig starrten die Augen der Mitreisenden und des Bahnhofspublikums die vornehme blasse Dame an, welche allein für sich, die Amme und das Kind ein Coupé erster Klasse genommen. Der Zugführer, der Schaffner, ja selbst die Bahnhofsvorsteher zogen vor der Dame ehrerbietig grüßend ihre Dienstmütze, und schnauzten andere Reisende an, wenn sie dem Coupé Margarethens zu nahe kamen.

Angegriffen von der langen Fahrt, von der steten Angst, mit alten Bekannten zusammen zu treffen, langte Margarethe an einem regnerischen Februartage in Berlin an. Graf Bruno war auf dem Bahnhof anwesend; der Empfang war höflich aber kühl; mit hohem Interesse betrachtete er nur den kleinen Knaben, der so blaß und kränklich in den schneeweißen Kissen umgeben von kostbaren Spitzen dalag. Dann reichte er Margarethe den Arm und führte sie zu dem wartenden

Wagen. Fort ging es in den trüben regnerischen Abend, durch die von Feuchtigkeit triefenden Straßen, in denen sich eine bunte geschäftige Menge bewegte. Die hellen Gasflammen blitzten durch den dichten Nebel und glitzerten auf dem feuchten Pflaster; die Hufe der Pferde klatschten auf dem nassen Asphalt und ein feiner Dunst stieg von den glänzenden Rücken der edlen Pferde empor in die naßkalte Abendluft.

Wie bang war Margarethen um's Herz! Wie sehnte sie sich nach dem stillen Hause am Lago Maggiore, fern von allem Weltgetümmel! Inniger preßte sie den zarten Knaben an die Brust und blickte mit scheuem kindlichen Auge auf den Gatten an ihrer Seite, der mit finsterer Miene auf das Getümmel der Straße starrte. Schon jetzt merkte sie, wie die Entfremdung zwischen ihnen weit größer geworden, als sie nach seinen, allerdings auch nur spärlichen Briefen schließen konnte.

Jetzt klatschte der Kutscher einige Male stark mit der Peitsche. Das Thor eines großen Hauses that sich auf; langsam fuhr der Wagen durch ein gaserhelltes Portal und hielt vor einer breiten Treppe mit Teppichen belegt, welche zu den oberen Etagen hinaufführte.

Höflich half der Graf seiner Gattin beim Aussteigen; reich in Grün und Silber galonnirte Diener eilten mit Handleuchtern die Treppe voran; einige hohe Prunkgemächer durchwandelte Margarethe am Arm des Gatten, dann öffnete sich

eine durch Portièren verhüllte Flügelthür und die junge Frau betrat ihre speciellen Räumlichkeiten, ein reich ausgestattetes Wohnzimmer, ein ebenso glänzendes Boudoir und Schlafzimmer; neben diesem letzteren Zimmer waren zwei Räume für die Amme des jungen Grafen, in denen sich auch das Bettchen des Erben von Winnigsen befand.

„Ich lasse Dich jetzt allein, meine Liebe," sagte der Graf mit kühler Höflichkeit, nachdem er seiner Gattin beim Ablegen des Mantels behilflich gewesen war. „Du wirst nach der langen Reise der Ruhe bedürfen, und das Kind muß auch wohl zur Ruhe gebracht werden. Ich hoffe, daß Du Dich nicht zu sehr nach Deiner Einsiedelei zurücksehnst."

Mit höflicher Verbeugung zog sich der Graf zurück. Die Amme mit dem Knaben ging in ihr Zimmer und nachdem Margarethe auch ihre Kammerfrau, Frau Johanna, entlassen, sank sie erschöpft in einen Fauteuil.

Die Zimmer waren mit glänzender Pracht ausgestattet. In den hohen Marmorkaminen flammte ein helles Feuer; die Röhrenheizung durchströmte mit sanfter Wärme sämmtliche Gemächer, aber dennoch zitterte ein Frösteln durch den zarten Körper Margarethens. Sie fühlte es, sie würde nicht glücklich sein können in diesen Räumen, zwischen all dieser Pracht, welche sie eben so kalt anblickte, wie der höfliche Gemahl.

Die Aufregung der Reise, die nervöse Abspannung verscheuchten von ihren Augen den Schlaf. Gegen Morgen erst verfiel sie in einen unruhigen Schlummer, aus dem sie mit

schwerem Kopf und müdem Körper erwachte. Ihre Pulse fieberten, sie konnte sich nicht erheben.

Es ward zum Arzt geschickt, der die äußerste Ruhe anempfahl. Im Laufe des Tages erschien der Graf, um sich nach dem Befinden der Gattin zu erkundigen. Als die Krankheit jedoch Wochen, ja Monate sich hinzog, schickte der Graf, welcher im entgegengesetzten Flügel des großen Hauses wohnte, jeden Tag nur noch seinen Diener, um Nachricht über den Zustand Margarethens einzuziehen.

So schlichen die Tage langsam, langsam für die arme Frau dahin. Eine trostlose Verlassenheit umgab sie. Nur die gleichgiltigen, in ehrerbietige Falten gezogenen Gesichter der Dienerinnen, das ernste Antlitz des Arztes bekam sie zu sehen. Eine schwere Müdigkeit und vollständige Trostlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt, so daß sie stets nur auf kurze Zeit sich vom Lager erheben konnte. Der Arzt hoffte das Beste von dem Frühling, von der stärkenden Luft des Mai.

Als dieser mit allem Glanz und aller Frische erschien, drang der Arzt darauf, daß Margarethe jeden Tag eine Spazierfahrt unternahm. Auf einer der ersten derselben war es, wo das Bild des Jugendgeliebten, das sie verfolgt, wachend und träumend, ihr leibhaftig entgegentrat.

Elftes Capitel.

Nur mit größter Anstrengung und Aufbietung aller ihrer Energie vermochte Margarethe ihre Zimmer zu erreichen. Dort angekommen, entließ sie ihre Dienerin, schloß die Thüre ihres Gemachs ab und sank dann kraftlos, schluchzend auf ihr Lager.

So war es doch eingetroffen, was sie gefürchtet, seit sie den vaterländischen Boden wieder betreten! Er war ihr begegnet! Sein Auge hatte sie so klagend, so vorwurfsvoll angeblickt, wie sie es stets in ihren Träumen gesehen! Sein Antlitz war bleich, und um seine blassen Lippen zuckte es wie Hohn und Verachtung!

O Gott, nur keinen Spott, nur keine Verachtung zu all den Leiden ihres unseligen Lebens!

Aber ach! in dieser Stunde fühlte sie es tief im Herzen, daß ihr Opfer vergebens gewesen, daß es verworfen worden war, daß ihr und sein Leben ein elendes, ein verfehltes sei. O, weshalb hatten sie sich nicht redlich durch ihrer Hände Arbeit ernährt! Glücklich wären sie in jeder Entbehrung, welche sie gemeinsam getragen, gewesen!

Was half ihr jetzt all der Glanz, all die Pracht rings um sie? Was half es jetzt ihm, daß sie ihn frei gegeben, daß er ein sorgenloses Auskommen hatte? Verkamen sie nicht beide in ihrer Sehnsucht zu einander? Was half es ihr jetzt, daß sie sich bemüht hatte, ihrem Gatten eheliche Liebe entgegenzubringen? War der Kampf nicht vergebens gewesen? Der Kampf gegen die Sehnsucht, gegen die Erinnerung der alten Zeit! Jetzt lag sie da, ein gebrochenes elendes Weib, verlassen von allen Menschen! Verlacht, verspottet von dem Einen, verachtet von dem Andern und gleichgiltig, ja lästig geworden ihrem Gatten!

Und konnte sie ihm, dem Gatten, einen Vorwurf aus seiner Gleichgiltigkeit machen? Mußte er nicht schon längst erkannt haben, daß die alte Liebe noch immer nicht in dem Herzen seines Weibes erloschen war? Hatte sie sich nicht stets wieder scheu vor ihm zurückgezogen? Hatte sie seine Liebkosungen nicht mit jener Kälte, ja mit jener Furcht empfangen, welche die Vertraulichkeit im Keime ersticken muß? Hatte sie sich nicht von ihm losgesagt, als er sich nach dem Vaterlande, nach den ihm lieb gewordenen Beschäftigungen sehnte?

Ach, unsäglich litt das arme Weib in dieser Stunde, da alle Erinnerungen ihres Lebens auf sie einstürmten! Sie glaubte diese Stunde nicht überstehen zu können.

Wie lange sie in trostloser Verzweiflung auf ihrem Lager gelegen, sie wußte es nicht.

Der Abend dämmerte schon, als ihre Kammerfrau an

die Thür klopfte und meldete, daß der Herr Graf die Frau Gräfin in dem Salon erwarte.

Mit schwankenden Schritten begab sie sich in das Gemach, in dem ihr Gatte unruhig, finsteren Gesichts auf und ab schritt. Er kam ihr höflich-kalt entgegen und führte sie zu einem Sessel. Einer Ohnmacht nahe, sank sie hin.

Einen Augenblick betrachtete der Graf die blasse Frau, dann sprach er mit leiser Stimme, in der ein Klang der Zärtlichkeit aus der ersten Zeit der Ehe zitterte:

„Ich habe von Deinem Diener gehört, daß Du auf Deiner Spazierfahrt einen heftigen Schrecken gehabt hast. Ich hoffe, daß die Folgen nicht ernstlich sind, denn, Margarethe, es gilt jetzt alle Deine Kräfte anzuspannen, um Deinen Mutterpflichten genügend nachkommen zu können. Doch sage mir zuerst, — es erleichtert Dich vielleicht, — was Dir begegnet ist."

Er hatte neben ihr Platz genommen und liebreich ihre Hand erfaßt.

Hastig athmete Margarethens Brust, ihre Hand zitterte in der seinigen; ihr Auge hob sich bittend zu ihm empor.

„O Bruno," sprach sie leise, „frage mich nicht! Laß mich fort von hier, laß mich wieder zurück nach Italien, ich kann hier nicht bleiben, ich — ich habe ihn — ihn gesehen!"

Hastig stieß der Graf die schwache Hand zurück und erhob sich von seinem Sessel. Mit finsteren Augen blickte er

auf sein Weib herab, das leise weinend das Antlitz mit den Händen bedeckte.

Eine Pause, eine entsetzliche Pause trat ein. Tiefe unheimliche Stille herrschte in dem hohen Prunkgemach. Die letzten Strahlen der Sonne fielen röthlich durch die Vorhänge der Fenster und umgaben den Scheitel des armen jungen Weibes mit einem Glorienschein.

Langsam hob Margarethe das bleiche, thränenüberströmte Antlitz zu dem Gatten empor, traurig, bittend, trostlos blickte sie in seine finsteren Augen. Er wandte sich ab und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor seiner Gattin stehen und sprach mit tiefer, aber ruhiger Stimme:

„Ich habe mit dem Arzt über den Zustand unseres Sohnes gesprochen. Derselbe ist durchaus nicht unbedenklich. Unser Sohn ist vorläufig noch zu schwach, um das rauhe nordische Klima ertragen zu können. Der Arzt hat für die nächsten Jahre einen Aufenthalt im Süden angeordnet. Ich habe nichts dagegen, daß Du in nächster Zeit schon mit dem Kinde nach Deiner Villa am Lago Maggiore zurückkehrst . . . . .“

Margarethe sprang empor, sie erfaßte die Hände ihres Gatten und dieselben gegen ihre Brust drückend, rief sie: „Dank Dir, Bruno! O dank Dir für Deine Güte! Du sollst sehen, ich werde Dir nach einigen Jahren Deinen Sohn gesund und kräftig übergeben! Meine Lebensaufgabe soll es sein, den armen kleinen Liebling zu überwachen und ihn zu

einem schönen kräftigen Jünglinge heranzuziehen. Dank Dir, tausend Dank!"

Der Graf strich leise mit der Hand über den Scheitel der jungen Frau.

„Rege Dich nicht zu sehr auf," sprach er dann. „Dies war es, was ich Dir sagen wollte. Meine Geschäfte erlauben mir nicht, Euch zu begleiten, ich werde aber öfter Gelegenheit finden, Dich in Deiner Villa zu besuchen. Gehe jetzt zu dem Knaben. Ich werde die Vorbereitungen zu der Reise treffen lassen."

Mit flüchtigem Handkuß verabschiedete sich der Graf.

Margarethe aber eilte zu ihrem Kinde und sank an dem kleinen Bette nieder auf die Knie, das arme, schmale, blasse Gesichtchen des Knaben mit heißen Küssen bedeckend.

„Du sollst mein Schutzengel sein!" flüsterte sie. „In Deiner Pflege, mein Liebling, will ich Trost, will ich Ruhe und Frieden finden."

Das Kind erwachte und streckte lächelnd die schwachen Aermchen nach der Mutter aus.

Zum zweiten Male verließ Margarethe ihr Vaterland, wie sie hoffte auf Nimmerwiedersehen. Wiederum brauste der Zug durch die frühlingsgrünen Gefilde, vorbei an den lieblichen Dörfern und den fleißigen Städten; er rasselte mit gellendem Pfiff hinein in die Hallen der Bahnhöfe, in denen sich Margarethe wiederum scheu in die Ecke der Polster drückte. Doch wiedererkannt ward sie nur von den Bahnbeamten, die sie mit besonderer Höflichkeit behandelten.

Margarethe athmete auf, als sie die Grenzen Deutschlands hinter sich hatte, als der Zug brausend vorüberfuhr an den Abgründen Tirols, hinüber sauste über tiefe Thäler und dunkle Tunnel durchdonnerte. Und dann lag sie wieder vor ihr, die lachende, sonnige Ebene Oberitaliens, mit den herrlichen Städten, den marmornen Palästen, hervorlugend aus dem dunklen Laub der Oliven, mit den sanften Hügeln, bekränzt von rebenumschlungenen Ulmenwäldern! Wieder lag vor ihr die leise wogende Fluth des geliebten Sees, weißbeschwingte Boote flogen durch die tiefblauen Wellen von einer der seligen Inseln zur andern, von einem lieblichen Gestade zum andern! Wieder thürmten sich vor ihren Blicken auf die weißen Berge der Alpen, schützende Wälle gegen des Nordens rauhe Winde, schützende Wälle gegen all das Leid, all den Kummer, den der Norden der armen blassen jungen Frau gebracht!

Hier, in dem lieblichen Versteck am Gestade des Sees wollte sie bleiben ihr Lebelang; hier wollte sie sich allein der Pflege ihres armen kleinen Lieblings widmen; der Gedanke an den Jugendgeliebten sollte nicht störend eingreifen in ihr stilles Leben; nur wie ein entschwundener schöner Traum sollte er sie umschweben.

Doch sie wollte Gewißheit haben über das Schicksal des geliebten Mannes; sie sann lange nach, auf welche Weise sie sich dieselbe verschaffen könne; endlich nach langem Zögern, nach langem Schwanken entschloß sie sich, an den Rittmeister,

den Freund Eberhards zu schreiben. Aber wie, wie sollte sie diese Frage stellen, ohne sich, ohne ihren Gatten bloßzustellen? Endlich sandte sie folgende Zeilen ab:

„Mein Herr!

Bei einem kurzen Aufenthalt in Berlin hat der Zufall gewollt, daß mir auf Augenblicke Eberhard von Ellern begegnete. Da ich noch immer lebhaften Antheil an dem Geschick dieses Herrn nehme, so möchte ich Sie bitten, mir näheren Aufschluß über dessen jetzige Verhältnisse zu geben. Sollte ich irgend etwas zur Verbesserung seiner Lage thun können, so werden Sie mich jederzeit bereit finden. Ich brauche wohl nicht die Bitte um discrete Behandlung der Angelegenheit hinzuzufügen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Margarethe Gräfin Winnigsen."

Als sie diesen Brief abgeschickt, bereute sie den kühlen geschäftsmäßigen Ton desselben. Mußte der Rittmeister nicht annehmen, daß der Hochmuth ihres jetzigen Standes sie in diesem Tone hatte sprechen lassen? Doch dann kam ihr der Gedanke, daß es vielleicht besser sei, wenn der Rittmeister sie für hochmüthig und stolz hielte, als daß er einen Einblick in ihr noch immer so bewegtes Herz, auf die noch immer nicht vernarbte Wunde dieses Herzens erhielte.

Mit Ungeduld erwartete sie die Antwort des Rittmeisters, welche nach kurzer Zeit eintraf. Sie lautete:

„Hochverehrte Frau Gräfin!

Zuerst meinen verbindlichsten Dank für das Vertrauen, welches Sie mir durch ihre Anfrage bewiesen. Seien Sie versichert, daß ich stets mit warmer Theilnahme Ihrer gedacht und daß ich eine innige Freude über die günstige Wandlung Ihres Schicksals empfand.

Was nun das Geschick unseres gemeinsamen Freundes anbelangt, so können Sie ganz unbesorgt sein. Er hat eine ehrenvolle Stellung inne, die ihn anständig ernährt, und genießt das Vertrauen und die Gunst seiner Vorgesetzten. Ich habe ihn in diesem letzten Sommer in Berlin gesehen und ihn außerordentlich wohl und vergnügt gefunden. Wir haben einige fröhliche Tage zusammen verlebt und die tolle und doch so herrliche Jugendzeit stand wieder in glänzenden Farben vor meiner Seele. Ellern scheint die fröhliche Laune seiner Jugend voll und ganz wiedergewonnen zu haben. Es wollte mich fast bedünken, als ob dieselbe noch gesteigert sei; das Eine sah ich nur, daß er das großstädtische Leben tüchtig genießt. Die Melancholie ist von ihm gewichen, ein toller Uebermuth ist an deren Stelle getreten.

Sie sehen also, Frau Gräfin, daß keinerlei Anlaß zu Besorgniß um das Wohlergehen unseres Freundes vorhanden ist. Es hat mich sehr gefreut, Ihnen diese Nachricht übersenden zu können, und erlaube ich mir auch für

Sie, gnädigste Frau Gräfin, meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen beizufügen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster
Julius von N.
Rittmeister."

Lange, viel zu lange für die wenigen Zeilen saß Margarethe vor diesem Briefe. Sie dachte an das traurige, blasse Angesicht, an die trüben Augen Eberhards. Die Nachricht des Rittmeisters wollte nicht so recht mit diesem Aussehen Eberhards stimmen. Doch plötzlich fuhr ein Gedanke, ein peinigender Gedanke durch ihre Seele.

Wie — wenn Eberhard an ihr, an ihrer Liebe, an ihrer Ehrbarkeit gezweifelt? Sie wußte, daß nach ihrem Verschwinden man sie für todt gehalten, sie wußte, daß Eberhard sie als todt betrauert, was mußte er denken, als er sie jetzt wieder sah, umgeben von Glanz und Luxus des Reichthums? Mußte er nicht irre werden an ihrem Charakter, an ihrem Herzen? Stürzte er sich deshalb in den Strudel der Weltstadt? Suchte er dort die Erinnerung zu betäuben? Suchte er dort Vergessen für die Enttäuschungen seines Lebens, für den Verrath, welchen sie, nach seiner Meinung, an ihm begangen haben mußte?

Der Gedanke verließ sie nicht wieder, er hatte etwas unsäglich Peinliches für ihr Gefühl, für ihr Gewissen. Sie kannte zu gut den idealen Charakter des Geliebten; sie konnte

sich nur zu gut denken, welch bitteres Gefühl seine Seele beherrschte, nachdem er sie, die als todt beweinte Geliebte, in der reichen Umgebung wiedergesehen! — —

Zwei Jahre, zwei lange, elende Jahre verstrichen so. Der Graf hatte sich nur auf einige Tage in der Villa blicken lassen; mehr denn je ward er von seiner Leidenschaft beherrscht. Ungeheure Summen verschwendete er, um dieselbe zu befriedigen, dafür stieg sein Ruf als Sportsman aber auch von Rennen zu Rennen; sein Name ward berühmt, er ward eine Autorität in der vornehmen Sportswelt. Hatte er somit Zeit, an seine Gattin, an sein Kind zu denken? Er überließ die Pflege und Erziehung seines Erben ganz Margarethe, und das war es, was eine neue schwere Sorge auf das Herz der armen Frau wälzte.

Der schwache Knabe wollte nicht erstarken, trotz aller Pflege und Aufbietung aller ärztlichen Kunst. Die weisen Jünger Aesculaps schüttelten die Köpfe und sprachen geheimnißvoll von einem inneren organischen Fehler. Eine nicht zu überwindende Müdigkeit, eine schwere Mattigkeit der kleinen, schwachen Glieder fesselte den Erben des gräflichen Namens fast stets an das Lager. Nicht wie andere Knaben seines Alters trippelte er umher; er jauchzte nicht den bunten Vögeln, den sich auf Blumenkelchen wiegenden farbenprächtigen Schmetterlingen zu; er jubelte nicht über das kostbare Spielzeug, nicht über den hellen Sonnenschein im dunkelgrünen Laube; es freute ihn nicht, sich auf den Wellen des Sees zu schaukeln; er fühlte kein Verlangen nach Wagen und Rossen, nach bunten Soldaten,

Trommeln und knallenden Peitschen. Bei jedem außergewöhnlichen Geräusch zuckte er schmerzlich zusammen und Thränen stiegen in seinen großen dunklen Augen empor. Aengstlich streckte er die dünnen Aermchen seiner Mutter entgegen und lallte als einziges Wort, welches die schwache Zunge sprechen konnte: „Mama! Mama!“

Oftmals erschütterten heftige Krämpfe den kleinen Körper. Nach diesen Anfällen lag das arme Kind dann da mit geschlossenen Augen, leise athmender Brust, dem Tode nah, das Bild einer Leiche.

„Es nützt nichts, Frau Gräfin,“ sprach eines Tages nach einem solchen Krampfanfall der Arzt. „Es nützt Alles nichts! Frau Gräfin müssen sich auf das Schlimmste vorbereiten.“

O mein Gott, welch entsetzlicher Gedanke! Sollte ihr auch die letzte Lebensfreude, der letzte, der einzige Trost und Halt im Leben entrissen werden?

Nein, nein, es war nicht möglich! So grausam konnte das Geschick nicht sein. Das Kind, ihr kleiner Liebling durfte nicht sterben! Sie würde den Verlust nicht überleben; ihr Kind war das Einzigste, was sie auf Erden besaß, was sie lieben durfte!

Mit entsetzlicher Angst beugte sie sich über den Knaben, küßte leidenschaftlich seine geschlossenen Augen, seine bleichen Wangen, und der Knabe schlug matt die Augen auf und lispelte: „Mama! Mama!“

Und doch geschah das Entsetzliche, das Grausame!

Wieder war ein Sommer, ein Herbst vorüber. Der Winter hatte in diesem Jahre auch über die Gefilde Italiens seine strenge Herrschaft ausgedehnt, und eine weite weiße Decke breitete sich aus über die Ebene Oberitaliens.

Margarethe hatte ihres Sohnes wegen weiter nach Süden ziehen wollen, aber die Aerzte hatten kopfschüttelnd und achselzuckend gesagt:

„Es nützt nichts, Frau Gräfin! Setzen Sie das schwache Kind nicht noch den Anstrengungen einer Reise aus.“

So war denn Margarethe geblieben, und saß jetzt mit sorgenvoller Stirn am Lager ihres kranken Sohnes, der sich in unruhigem Schlummer hin und her warf.

War der Körper des Knaben in der Entwickelung auch sehr zurückgeblieben, so war doch im Laufe des letzten Jahres sein Geist zu thätigem Leben erwacht. Wenn die schwache Zunge auch nur einzelne Worte sprechen konnte, so redeten doch die großen dunklen Augen eine deutliche Sprache, welche Margarethens Mutterherz wohl verstand.

O diese großen dunklen Kinderaugen! Jetzt zeigten sie den Ausdruck unsäglicher Schmerzen. Jetzt den innigen Ausdruck des Dankes, wenn die Mutter den schweren Kopf des armen Knaben an ihrer weichen Brust bettete! Jetzt den Ausdruck der leuchtenden Freude, wenn sich der Mutter lächelndes Antlitz über den Erwachenden beugte! Jetzt die trostlose Frage: „Weshalb, weshalb muß ich all’ diese Schmerzen ertragen?“

O diese große dunklen Kinderaugen! Jetzt blickten sie, wie die brechenden Augen des todtwunden Wildes, welches still im Dickicht verblutet! Jetzt wie die treuen Augen der edlen Dogge, auf deren breiten Rücken an gesunden Tagen der Knabe zu reiten liebte! Jetzt mit der Sehnsucht der Augen eines Zugvogels, der der sonnigen Heimath im Süden zustrebt!

O diese großen dunklen Augen! Eine Welt voll Gedanken las die Mutter in diesen dunklen Sternen!

Eine Welt von Gedanken stürmte auch in dieser Nacht auf die einsam wachende Mutter ein.

Sie dachte der eigenen frohen Jugendzeit, als die freundliche, liebevolle Mutter noch lebte; sie dachte der Zeit, da die keifende Stiefmutter des Hauses Regiment führte und der stets grollende und scheltende Vater seinen Aerger und Zorn die Tochter aus erster Ehe entgelten ließ. Sie dachte des Tages, wo sie all' den Mißhandlungen entflohen war, wo sie das elterliche Haus auf Nimmerwiederkehr verlassen und Schutz gesucht in den Armen des Geliebten vor der bösen Welt!

Sie dachte der seligen Zeiten in dem kleinen wein- und rosenumrankten Hause der Vorstadt! Wie sie an schönen Sommerabenden an Ellerns Arm den kleinen Garten durchwandelt, wie sie an stürmischen Wintertagen an seiner Schulter gelehnt, seiner sanften ernsten Stimme gelauscht, welche ihr die schönsten Verse unsterblicher Dichtungen vorgelesen!

Sie dachte der Zeit, wo er zum ersten Male von ihr schied, als sein Vater gestorben war, der Zeit, wo sie selbst-

ständig den Kampf mit dem Leben aufnahm; dann des schrecklichen Tages, da er schwerverwundet heimgebracht ward, der angstvollen Zeit am Krankenbette und dann — dann des entsetzlichen Tages, wo sie Schutz suchte vor dem Neide, dem Hasse der Welt in den Wellen des Flusses. —

Wie ein Traum dämmerte die Zeit herauf, in der sie, von schwerer Krankheit erwacht, sich umgeben fand von der aufmerksamsten Pflege, von dem Glanz und der Pracht des Reichthums.

Sie hörte einen vorsichtigen Schritt über den Teppich ihres Gemaches gleiten; sie sah, wie durch einen Nebel, ein gelblich blasses, vornehmes Antlitz sich über sie beugen; sie vernahm eine flüsternde Stimme, welche mit dem Arzte redete, sie fühlte eine weiche, kühle schmale Herrenhand sich auf ihre Stirne legen und sie schauderte zusammen unter dieser Berührung.

Sie dachte des Mannes, der ihr Gatte geworden, der jetzt von Fest zu Fest eilte in der Hauptstadt ihres Vaterlandes, der sein einsames Weib am fernen fremden See und sein todtkrankes Kind im Taumel der glänzenden Saison vergessen hatte!

Sie dachte aber auch des Mannes, der Vergessen, Betäubung suchte in wildem Genuß, in tollen Aufregungen, und tiefer sank das blasse Antlitz auf die stützende Hand; Thränen, heiße Thränen stahlen sich durch die schlanken Finger. —

Draußen sauste ein warmer erlösender Wind durch die Cypressen und schleuderte klatschend die Wogen des Sees gegen die marmornen Stufen der Terrasse.

Aus dem Vorzimmer ertönten die tiefen, regelmäßigen Athemzüge der schlafenden Wärterin. Vor dem Feuer des Kamins dehnte sich der große Hund Margarethens und blinzelte mit aufmerksamem Auge nach seiner Herrin hin.

Lautlos still war es im Gemach.

Da hallte leise, leise wie aus einer andern Welt ein schmerzlicher Seufzer durch das stille Zimmer. Margarethe fuhr empor und beugte sich über ihr Kind. Der Knabe schlug die dunklen Augen zu ihr auf, ein unheimliches überirdisches Leuchten strahlte in ihnen.

„Mama, Mama!“ flüsterten die blassen Lippen.

Plötzlich flog ein tiefschmerzlicher Ausdruck über das bleiche kleine Antlitz. Der Körper des Kindes krampfte sich convulsivisch zusammen. Ein wimmernder Laut rang sich aus der heftig arbeitenden Brust.

Margarethe hob den Knaben empor, bettete ihn in ihre Arme und wanderte hin und wieder mit ihm durch das Zimmer, sanfte, tröstende Worte sprechend.

Der Krampf ließ nach. Der Kleine lag ruhig athmend da. Plötzlich leuchtete es in seinem Antlitz auf wie selige Verklärung; die Augen öffneten sich und sahen die Mutter dankbar an. Die Lippen flüsterten:

„Mama, liebe Mama!“

Dann schlangen sich die kleinen Arme fest um den Nacken der Mutter; ein tiefer, tiefer Seufzer, wie ein Seufzer der Erleichterung entströmte der Brust; das kleine Haupt sank schwer auf die Schulter Margarethens, ein Zittern ging durch den schwachen Körper, dann lag er ruhig, todtruhig. —

Draußen sauste der Wind, klatschten die Wellen. Im Vorzimmer schlief die Wärterin, vor dem Feuer der Hund; plötzlich schreckten sie beide empor . . . ein entsetzlicher Schrei gellte durch das stille Haus; Margarethe hatte ihn ausgestoßen; ihr Kind war todt — der Erbe des gräflichen Namens war nicht mehr — das letzte Band zwischen den beiden Gatten war zerrissen. — —

Der Erbe des Grafen Winnigsen war beerdigt. Im Park, am Ufer des Sees, umrauscht von dunklen Cypressen ruhte der Knabe. Ein Marmordenkmal, das Werk eines großen Künstlers sollte sich über dem kleinen Grabe erheben, so hatte es Graf Bruno angeordnet, der auf die Trauernachricht herbeigeeilt war und jetzt, am Tage nach der Beerdigung, schon wieder Abschied nahm.

„Du bist jetzt nicht in der Verfassung,“ sprach er zu seiner Gattin, „eine Frage der Zukunft, wie es mit uns Beiden, mit unserem Verhältniß werden soll, ruhig zu erörtern. Mit mir nach Berlin zu gehen, wirst Du selbst nicht die Absicht haben; es ist auch mein Wunsch nicht. Du kannst hier in Deiner Villa bleiben und Dich erholen von dem

Schlage, der Dich und mich getroffen, alles Andere werde ich Dir seiner Zeit durch einen Dritten mittheilen lassen."

Er war fort, aber immer noch klangen die geschäftsmäßigen Worte seiner höflich-kühlen Stimme ihr in dem Ohr. Was meinte er mit der „Frage der Zukunft"? Wie sollte sich das Verhältniß anders gestalten als jetzt? Oder dachte er gar an eine Scheidung? —

Sie erzitterte bei dem Gedanken, wie die Cypresse am Meeresufer, wenn sie den nahenden Sturm fühlt. —

Fast ein Jahr war vergangen. Mit ihrem Gatten verkehrte sie nur durch dessen Anwalt, welcher ihr die Rente eines ziemlich bedeutenden Vermögens auszahlte. Seit dem Tode des Kleinen war Graf Bruno nicht mehr in der Villa Margarethens gewesen und hatte nur einmal geschrieben mit der Bitte, Margarethe möge sich für die Folgezeit mit ihren Wünschen und Anliegen stets an den Anwalt wenden, da er, der Graf, in nächster Zeit allzu beschäftigt sei, um sich eingehend mit solchen Angelegenheiten abzugeben.

Schmerzlich hatte Margarethe bei Empfang dieses Briefes gelächelt. Das innige Verhältniß zu dem Gatten war vorüber; seine Liebe zu ihr war entschwunden, sie hatte die Prüfung nicht bestanden, welcher sie ausgesetzt gewesen war unter den Reden, den Vorurtheilen und Standesansichten der Gesellschaft, in der Graf Bruno verkehrte.

Schon seit langer Zeit hatte Margarethe diese Wand-

lung der Dinge vorausgesehen, und so überraschte sie auch nicht allzusehr ein Brief des Anwalts, welcher lautete:

„Gnädigste Frau Gräfin!

Der Herr Graf hat mir aufgetragen, Ew. Hochwohlgeboren ein Angelegenheit vorzutragen, welche der Herr Graf nicht persönlich mit Ew. Hochwohlgeboren besprechen konnte. Der Herr Graf hat eingesehen, daß Ew. Hochwohlgeboren niemals jenes Vertrauen zu ihm fassen konnten, welches das festeste Band zwischen den Gatten ist; er hat aber auch eingesehen, daß seine eigenen Gefühle Ew. Hochwohlgeboren gegenüber einer Wandlung unterworfen worden sind, so daß er es als seine Pflicht ansieht, Ew. Hochwohlgeboren eine Scheidung vorzuschlagen, welche beiderseitig lästige Fesseln löst.

Der Herr Graf will jedoch nicht, daß irgend welche Sorge für die Zukunft aus dieser Scheidung für Ew. Hochwohlgeboren entstünden, und so habe ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren anbei die Schenkungsurkunde über die Villa am Lago Maggiore und ein Verzeichniß und Quittung über 300 000 Francs, welche bei dem Bankhause Schmoller & Seefeld in Frankfurt a. M. für Ew. Hochwohlgeboren deponirt sind, zu überreichen.

Wollen Ew. Hochwohlgeboren noch die Güte haben, mir einen Rechtsanwalt zu bezeichnen, mit dem ich alle Formalitäten erledigen kann.

Mit vollkommenster Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

X . . . .

Rechtsanwalt und Notar."

Ein unsagbar bitteres Gefühl bemächtigte sich der Seele Margarethens. Man wollte sie abfinden, man schien sie durch das Geld bestechen zu wollen, auf ihre Rechte zu verzichten. Zornig wallte es in ihr auf; im ersten Augenblick war sie fest entschlossen, dem Rechtsanwalt zu schreiben, daß sie auf keins ihrer Rechte verzichten würde, ihren Gatten aber zu ermahnen, zu bitten, sie wieder zu sich zu nehmen, sie wolle ihm fortan ein treues, gehorsames Weib sein, nur möge er selbst seine Pflichten ihr gegenüber wieder voll und ganz erfüllen.

Schon nahm sie die Feder zur Hand, um an ihren Gatten zu schreiben, als eine grenzenlose Muthlosigkeit, eine unsägliche Gleichgiltigkeit, ja eine Verachtung der ganzen Menschheit sie überkam. Nicht werth achtete sie den Preis des Kampfes!

Ihr Gatte hatte Recht, das Band der Ehe war zu einer lästigen Fessel geworden. Schon lange seufzte ihre Seele unbewußt nach Freiheit, jetzt ward ihr die Freiheit; sollte sie da noch zögern, das Angebot anzunehmen?

Ruhig und unbelästigt von der Welt würde sie in ihrer Villa am sonnigen Ufer des Sees fernerhin leben. Nicht lange mehr, so glaubte sie, brauchte sie die Last des

Lebens zu tragen. Oftmals schmerzte sie ihre Brust, ein trockener Husten erschütterte dieselbe und eine fieberische Gluth flog verzehrend durch ihre Adern. Oftmals wachte sie auf in der Nacht aus unruhigem Schlummer; ein kalter Schweiß bedeckte dann ihre Stirn; ihre Brust rang krampfhaft nach Athem.

Sie freute sie dieser Anzeichen einer nahenden Krankheit. Nicht lange mehr brauchte sie die Großmuth ihres Gatten in Anspruch zu nehmen.

Rasch flog ihre Feder über das Papier. Sie schrieb:

„Geehrter Herr Rechtsanwalt!

Ich bin mit dem Vorschlage des Herrn Grafen einverstanden und bitte Sie, alle Formalitäten zu erledigen und mir die nöthigen Schriftstücke einzusenden. Einen Vertreter meinerseits bitte ich, wenn überhaupt nöthig, nach Ihrem Gutdünken zu wählen.

Ergebenst

Margarethe von Winnigsen."

Der Brief war abgeschickt. Margarethe eilte zu dem kleinen Grabe, auf dem sich jetzt das prächtige Marmordenkmal erhob.

Sie kniete nieder am Grabe, barg das Antlitz in die bleichen Hände und murmelte schluchzend:

„Das Grab, das kleine Grab ist, was mir von meinem Leben geblieben!"

Zwölftes Capitel.

Eine sonderbare Gesellschaft war es, in der Eberhard von Ellern die letzten Jahre verkehrt. Künstler und Artisten nannten sich die meisten Mitglieder derselben; Gaukler und Vagabonden würden sie unsere guten Großeltern gescholten haben.

Da war vor Allem der Grotesk- und Parforce-Reiter aus dem Circus, eine schlanke, geschmeidige Gestalt mit frechem, cynischem Gesicht, dessen ganzer Erscheinung man es ansah, daß er in allen Welttheilen umhergewirbelt war. Ursprünglich Offizier, hatte er wegen allzulästiger Schulden und einiger Wechsel, welche er nicht einlösen konnte, den Dienst quittiren müssen. Er war, wie das so gewöhnlich ist, nach Amerika gegangen, hatte den Welttheil von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durchkreuzt; hatte Pelzthiere im hohen Norden gejagt, Gold im Westen gegraben, sich herumgeschlagen in den Revolutionen der kleinen Südstaaten, bis er schließlich als Stallmeister eine ihm zusagende Stellung in einem wandernden Circus erhalten. Als ge-

schickter Turner, der die Militär-Turnschule zu Berlin besucht, und als tollkühner Reiter, der eben so gut Bescheid wußte auf dem fein zugerittenen Schulpferde als auf dem halbwilden Gaule der Pampas und Prärieen Amerikas, schwang er sich bald zum hervorragenden Mitgliede des wandernden Circus empor. Er „arbeitete" eben so gut am Trapez und schwebenden Reck, wie er auf ungesatteltem Pferde voltigirte. Immer mehr und mehr vervollkommnete er sich in seiner Kunst, und da er die albernen Vorurtheile seiner alten Heimath längst abgeschüttelt, so scheute er sich nicht, nach Deutschland zurückzukehren und hier eine vortheilhafte Anstellung als Grotesk- und Parforce-Reiter im hauptstädtischen Circus anzunehmen. So erschien er denn allabendlich bald als Siouxindianer auf ungesatteltem wilden Steppenpferde; bald als „cow-boy" der Prärieen Mexicos auf langschweifigem Andalusier, bald als Beduine auf zierlichem Araberhengste. In allen Gestalten aber erntete er den jubelnden Beifall des Publikums, den er mit stolzer Miene als einen ihm gebührenden Triumph in Empfang nahm.

„Sehen Sie, Ellern," pflegte er Abends bei einem steifen Glas Grog, seinem Lieblingsgetränk, zu sagen, „man muß die Menschen nur zu behandeln verstehen. Sie sind wie die wilden Bestien, welche über Sie herfallen, sowie Sie das geringste Zeichen der Furcht geben. Gehen Sie aber den Bestien kühn entgegen und wenn Sie auch nur einen ordentlichen Prügel in der Faust haben, so kneifen die feigen Kerle den

Schwanz zwischen die Beine und laufen davon oder ducken sich Ihnen zu Füßen. Die Kunst, wilde Bestien zu zähmen und Erfolge bei den Menschen zu erringen, besteht einzig darin, sie zu verblüffen! Ein feiges, niedriges Hundegeschlecht, das ist die Menschheit!"

Nach diesem Erguß seiner weltverachtenden Seele pflegte der berühmte Parforce-Reiter kräftig auszuspucken und ein „Pfui Teufel!" zu brummen.

Eberhard hatte die Bekanntschaft dieses seltsamen und merkwürdigen Mannes dadurch gemacht, daß derselbe ein Zimmer Wand an Wand mit ihm bezogen und in den ersten Nächten einen so furchtbaren Lärm vollführt, daß Eberhard sich genöthigt fand, dem störenden Nachbar einen Besuch zu machen, um ihn zu bitten, doch etwas mehr Rücksicht auf die Mitbewohner des Hauses zu nehmen.

Der Parforce-Reiter hatte Gefallen an Eberhard gefunden, hatte die Bitte um Ruhe gar nicht übel genommen, sondern kam fast jeden Tag zu seinem Nachbar, um eine Stunde mit ihm zu verplaudern. Dann hatte er ihn in die Gesellschaft seiner Collegen und Colleginnen eingeführt, und Eberhard befand sich bei seiner damaligen verbitterten Gemüthsstimmung bald sehr wohl in dem Kreise der vorurtheilsfreien und selbstständigen Menschen.

Außer dem Parforce-Reiter waren aber auch noch die merkwürdigsten Charaktere des modernen Vagabondenthums in dem Kreise vertreten.

Da war ein trübseliger Clown, der trotz seiner Melancholie die lustigsten Geschichten zu erzählen wußte. Er war der Sohn eines frommen Landpfarrers, hatte wie sein Vater Theologie studiren sollen, war aber von verschiedenen Gymnasien wegen ausgesprochener Liederlichkeit fortgejagt worden und schließlich, nachdem er sich einige Zeit als erster Liebhaber bei einer reisenden Schauspieltruppe umhergetrieben, zur edlen Kunstreiterei übergegangen. Hier erntete er denn wohlverdiente Lorbeeren für seine ausgezeichneten Leistungen im komischen Fach.

Ferner war da ein Mr. Brandy, ein hervorragender Zahnkünstler, d. h. er hob die schwersten Lasten mit seinen Zähnen empor; hielt eine Kanone mit denselben in der Schwebe und feuerte sie höchst eigenhändig ab; hängte sich selbst an den Zähnen auf und ließ eine ganze Schaar Clowns an sich in die Höhe klettern. Selbstverständlich war es, daß er in Privatkreisen schwere Eichentische mit den Zähnen aufhob, Biergläser zerkaute und Geldstücke zerbiß.

Um diese drei hervorragenden Häupter gruppirten sich noch einige weniger bedeutende Herren, wie Trapezkünstler, Jongleure und angehende Circusreiter.

Doch den Hauptreiz der Gesellschaft machten natürlich, wie überall, die Damen aus.

Die vornehme Schulreiterin Miß Elisa besuchte nur sehr selten den lustigen Kreis; desto öfter ließ sich die wilde und sehr leichtlebige Miß Leasy sehen, welche als Specialität das

Reifspringen auf ungesatteltem Pferde ausübte. Miß Leafy hatte entschieden ein tiefes Interesse für Eberhard gefaßt. So oft Eberhard in der Gesellschaft erschien, setzte sie sich neben ihm, oft so nah, daß es schwer zu unterscheiden, ob sie neben ihn oder auf ihm saß. Vergnüglich lächelnd trank sie mit Eberhard aus einem Glase und bestellte sich auf Eberhards Rechnung ihr Abendessen. Da Miß Leafy trotz alledem ein reizendes Geschöpf war mit schlankem geschmeidigen Gliederbau, großen tiefblauen Augen, dunkelblondem üppigen Haar, weißen Zähnen und frischen, lachenden Lippen, so ließ sich Eberhard die Liebenswürdigkeiten der jungen Dame nicht ungern gefallen; ja bald war er auf dem schönsten Wege, sich um die lächelnde sorglose Engländerin in ein Meer von Schulden zu stürzen, sich zu ruiniren.

Denn wenn auch mit der Zeit sein Einkommen auf 900 Thaler gestiegen war, so läßt sich wohl einsehen, daß um die Launen einer liebenswürdigen Kunstreiterin zu befriedigen, dasselbe nicht ausreichte.

Noch einige andere Damen von weniger Wichtigkeit besuchten diesen Kreis, der sich allabendlich in einem Restaurant der Friedrichstraße versammelte. Der Circus sowohl, wie das Theater, die Reiterei wie das Ballet stellten ihre Mitglieder zu den lustigen Abenden. Daß sich mit diesen Damen die verschiedenartigsten Liebhaber einfanden, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Alte und junge Lebemänner bemühten sich auf die ver-

schiedenste Art und Weise um die Gunst der edlen Damen. Junge Thoren verschwendeten mit ihnen das väterliche Erbtheil; alte Wüstlinge mit grauen Haaren oder kahlem Schädel suchten hier Befriedigung ihrer Lüste, junge Schriftsteller und Künstler Typen und Modelle für ihre Werke; unglücklich liebende Jünglinge fanden hier Heilung ihres verwundeten Herzens — kurz es war eine Gesellschaft von solcher Mannigfaltigkeit, daß der Schatten der Langeweile sofort entfloh aus dem Gastzimmer, welches allabendlich von der geschilderten Gesellschaft besetzt wurde.

Große Ansprüche an Eleganz und Bequemlichkeit durfte man allerdings in diesem Gastzimmer nicht machen. Die Restauration „zum Schulreiter" lag, wie so viele derartige Locale, im Souterrain; durch die kellerhaften Fenster drang selbst das grellste Tageslicht nur gedämpft in die gewölbten Räumlichkeiten, deren Wände mit einem einfachen Oelfarbenanstrich überzogen waren. Der einzige Luxus der Ausstattung bestand in einem schwarzledernen Ecksopha, vor dem ein großer runder Tisch stand; hier versammelte sich die lustige Artistengesellschaft.

Den großen runden Tisch beleuchteten zwei Gasflammen ohne schützende Glasglocken. Schon kurze Zeit nachdem sich die Gesellschaft eingefunden, bildete sich um diese Flammen eine dichte Wolke von dem Dampf der Cigarren und Cigarretten. Ueber dem Sopha an der Wand hingen die Bilder berühmter Reiter, Reiterinnen, Thierbändiger und anderer Künstler theils

im „Arbeitscostüm“, theils als gewöhnliche Sterbliche gekleidet. Auch Abbildungen von prächtigen Rossen, englischen Stutzschwänzen, arabischen Hengsten und schweren Arbeitspferden, prangten an den Wänden dieses eigenthümlichen Locals, welches von mancher Seite als die Kunstreiterbörse bezeichnet wurde. Und man konnte auch sicher sein, wollte man den Aufenthaltsort irgend eines berühmten Artisten erforschen, der dicke, behäbige, listig lächelnde Wirth „zum Schulreiter“ wußte Auskunft zu geben.

Daß diese lustige, übermüthige Gesellschaft einen veredelnden oder vortheilhaften Eindruck auf unsres Freundes verstimmtes und verbittertes Gemüth gemacht hätte, können wir gerade nicht behaupten. Aber die Stunden des Abends und der Nacht, welche Eberhard früher im finstern Hinbrüten verbracht, flogen so zauberhaft rasch vorüber in diesem Kreise; man vergaß bei den abenteuerlichen Erzählungen des Perforcereiters, bei den lustigen Kunststückchen und Witzen der Clowns, bei dem fröhlichen, lauten Lachen der Miß Leafy so ganz die Sorgen und Mühen des Lebens, daß man sich schwer losreißen konnte von diesem Umgang. Die längste Nacht glich einem Augenblick, welcher allerdings am andern Tage nach nur kurzem Schlafe die entsetzlichsten Folgen nach sich zu ziehen pflegte. Aber wann hat das jämmerlichste Gefühl eines verstimmten Magens, eines brummenden Kopfes den Schwärmer von seinen Extravaganzen zurückgehalten? Meines Wissens noch nie, und so kehrte auch Eberhard jeden

Abend zu der lustigen Gesellschaft zurück, um so lieber, da er mit Absicht ein wildes Leben, tolle Vergnügungen, betäubende Genüsse gesucht hatte.

Oftmals überkam ihn allerdings wohl ein Ekel an diesem Thun und Treiben, aber das tolle Lachen der Miß Leasy, ihre rosigen Lippen, ihre weißen Zähne und blitzenden Augen verscheuchten sehr bald wieder die Anfälle von moralischem Katzenjammer, und die derben Späße des Parforcereiters und der Clowns ließen keine trübe Stimmung aufkommen.

„Ich will Ihnen was sagen, Ellern," sprach eines Tages der Parforcereiter, „Sie sollten die dumme Schreiberei aufgeben und ganz zu uns kommen. Sie sind Cavallerist gewesen, ein fertiger Reiter, wie ich schon gesehen habe, Sie können wahrhaftig etwas Besseres thun als von Morgens bis Abends hinter den dummen Folianten sitzen. Ich kann bei Gott nicht begreifen, wie ein flotter Reitersmann sich zu so etwas gebrauchen lassen kann. Außerdem hat das Mädel, die Leasy, einen Narren an Ihnen gefressen — kommen Sie zu uns! Ich lehre Ihnen in vierzehn Tagen Alles was Ihnen noch fehlt, um ein prächtiger Kunstreiter zu sein. Dann gehen wir zusammen nach Paris und London, New-York und Chicago! Es wird ein herrliches Leben!"

So verlockend diese Worte auch klangen, so war Eberhard doch noch nicht gleichgiltig genug geworden gegen die Vorurtheile der Welt, als daß er ohne Zaudern auf den Vorschlag eingegangen wäre. Aber sein Geist beschäftigte sich

unbewußt fortwährend mit dem Plane, um so mehr, da mit der Zeit eine gewisse Spannung zwischen ihm und dem Chef des Archivs eingetreten war. Der Chef glaubte Grund zur Unzufriedenheit mit seinem Untergebenen zu haben. Und wir können ihm hierin nicht Unrecht geben, denn Eberhards Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit hatte sehr, sehr nachgelassen. Die durchschwärmten Nächte übten an den folgenden Morgen doch eine unheilvolle Einwirkung auf die Arbeitskraft und Lust aus. Ja, wenn er auf feurigem Pferde in frischer Morgenluft draußen durch Wald und Feld hätte dahinfliegen können, würde bald jede Spur der Ausschweifung verschwunden sein. Aber in dem dumpfen, staubigen Bureau, beschäftigt mit Abschreiben, Registriren und Collationiren alter vergilbter Handschriften, ward der Kopf nur noch immer schwerer, die Gedanken immer unklarer, die Augen immer müder, und nicht allzuselten kam es vor, daß seine Stirn auf den vor ihm liegenden Folianten sank und ein sanfter Schlummer seine Seele einhüllte.

Ein ernstes Kopfschütteln, ein unwilliges Wort des Chefs war natürlich die Folge, und Eberhard fühlte dann, wie ihm die Röthe der unwilligen Scham in die Wangen stieg. Dann dachte er mit heißem Verlangen an das freie Leben; seine Phantasie war durch die Erzählungen des Parforce-Reiters mit den buntesten Bildern angefüllt; zwischen Traum und Wachen hörte er das helle Lachen Leafys, sah er ihre blitzenden, übermüthigen Augen. Dann sank ihm erst die Feder

aus der Hand und er bat seinen Chef, ihm Urlaub zu ertheilen, da er sich unwohl und unfähig zur Arbeit fühle. Mit ernstem Kopfschütteln und finsterer Stirn ward es ihm gewährt.

„Er ist in schlechte Gesellschaft gerathen," sprach der Chef eines Tages zu dem Minister, der sich nach seinem Schützling erkundigte. „Täglich werden seine Arbeiten flüchtiger und ungenauer. Täglich zeigt er weniger Lust zum Arbeiten. Ich fürchte, es nimmt kein gutes Ende."

Während Eberhard noch schwankte, ober dem lockenden Rathe seines Freundes, des Parforce-Reiters, und seiner schönen Freundin Miß Leasy folgen sollte, trat ein Ereigniß ein, welches seinem Leben eine bedeutsame Wendung geben sollte. Ein Glück für ihn in früherer Zeit, sollte es ihm jetzt, wo er den innern moralischen Halt verloren, zum Verderben gereichen. Eine entfernte Verwandte von ihm starb und hinterließ dem Neffen das kleine Vermögen von 15,000 Thaler.

Eberhard hatte kaum etwas gewußt von dieser Tante, welche als alte Jungfer in einem adeligen Fräuleinstift irgendwo in der Mark Brandenburg in der tiefsten Einsamkeit gelebt hatte. Nie zu ihren Lebzeiten hatte sie sich um den Neffen gekümmert. Auf's Aeußerste sparsam, fast geizig zu nennen, hatte sie ein großes Vermögen zusammgescharrt, welches jetzt den verschiedenen Neffen und Nichten nur deshalb nicht entzogen wurde, weil die alte Dame aus Furcht und Abscheu, an ihr Ende gemahnt zu werden, versäumt hatte

ein Testament zu machen. So war sie vom Tode überrascht worden, ehe sie Zeit gehabt, den Plan, ihr Vermögen milden Stiftungen zu vermachen, auszuführen.

Als Eberhard die amtliche Nachricht von dieser Erbschaft erhielt, lachte er, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt, bitter auf.

„So spielt das Geschick mit mir!" rief er. „Jetzt macht es mich fast zum wohlhabenden Mann, nachdem es mir Alles genommen, wodurch mein Leben Werth erhalten konnte! Hätte ich dies elende Geld einige Jahre früher mein eigen genannt, wie ganz anders würde sich mein Leben gestaltet haben! Jetzt ist es mir nutzlos. Doch nein, es soll mir helfen mich frei zu machen von diesen unerträglichen Fesseln einer Stellung. Frei will ich wieder sein! Freiheit ist das einzige Gut, welches mir im Leben noch geblieben —"

Mit Eile ging er an die Ausführung seines Planes, und hierbei war ihm der praktische, nüchterne Verstand des Circusreiters insofern nützlich, als er dem Freunde rieth, auf seine Pensionirung anzutragen und nicht einfach seinen Abschied ohne Pension zu fordern.

So meldete sich Eberhard denn zuerst krank; sodann wußte er das Attest eines Arztes beibringen, in dem es hieß, daß er, Eberhard, das anhaltende Arbeiten im Bureau nicht vertragen könne, da sein Nervensystem zu angegriffen sei.

Eberhards Chef und der Minister schüttelten allerdings ungläubig die Köpfe, als sie aber von der Erbschaft hörten,

verstanden sie die Handlungsweise ihres Untergebenen sehr wohl und befürworteten die Pensionirung Eberhards mit Anrechnung seiner Dienstjahre beim Militär. So kam es, daß Eberhard nach kurzer Zeit mit Pension verabschiedet wurde.

„Man kann nie wissen, wozu selbst eine solche Pension gut ist," sprach bedächtig der Circusreiter. „Ich versichere Sie, Ellern, daß ich oft in Lagen gewesen bin, wo mir jenes Geld als ein Vermögen vorgekommen wäre. Doch nun keine Zeit verloren! Den 1. October läuft mein und Miß Leafys Engagement hier ab. Wir reisen dann nach London, Sie begleiten uns natürlich! Es wird ein herrliches Leben!"

„Du bist ein Prachtmensch," rief jubelnd Miß Leafy und fiel dem Freund um den Hals, ihn herzhaft küssend. „Jetzt hab ich Dich noch einmal so gern!"

So war denn der Bund geschlossen und in den ersten Tagen des Monats October reiste die kleine Gesellschaft nach London ab.

Zu derselben Zeit war es, als im Hotel de Rome, Unter den Linden, telegraphisch einige Zimmer für eine Dame mit ihrer Kammerfrau bestellt wurden. Die Dame nannte sich Frau Margarethe Vollmer.

Margarethens Ehe mit dem Grafen Winnigsen war geschieden. Alle Welt lobte den Entschluß des Grafen und noch mehr seine Großmuth Margarethen gegenüber, der er die Villa am Lago Maggiore und ein bedeutendes Vermögen verschrieben. Noch freundlicher wie bisher ward der

Graf von der Gesellschaft und besonders vom Hofe behandelt, ja man sprach sogar davon, daß Graf Bruno in der nächsten Zeit eine hochadlige Dame aus der Umgebung der Monarchin heirathen und dann in der Diplomatie Verwendung finden würde.

Wenn auch das Letztere noch nicht eingetreten war, so hatte sich doch das erste Gerücht bewahrheitet. Graf Bruno hatte sich mit der Comtesse Alcyra von Derenthal verlobt und es wurden für den nächsten Frühling die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

In der Heimath, bei der Familie des würdigen Herrn Gerichtsschreibers rief Anfangs die Nachricht von der Scheidung Margarethens einen Sturm von Entrüstung hervor.

„Da haben wir es!" kreischte Frau Adelheid. „Das dumme Ding hat gewiß wieder mit dem alten Schatz angefangen, und der Herr Graf ist hinter ihre Schliche gekommen. Wie kann man aber auch nur so thöricht sein und einem Weibsbild Glauben und Vertrauen schenken, das nicht einmal gegen ihre Eltern so viel Ehrfurcht besitzt, sie zu sich einzuladen. Ich hab's immer gesagt, daß es so kommen würde."

Als jedoch bekannt ward, wie Margarethe trotz ihrer Scheidung noch eine reiche Frau bleiben würde, da schlug die Stimmung plötzlich zu Gunsten der Tochter um. Der würdige Gerichtsschreiber schmunzelte behaglich, wagte aber seinen Gedanken keinen lauten Ausdruck zu geben; Frau Adelheid

scheute sich jedoch nicht, dieselben auszusprechen. Sie war eben ein zu offener Charakter.

„Wenn sie nur nicht wieder heirathet," sagte sie und rieb sich die dürren Hände. „Sie paßt nicht für die Ehe, sie muß ledig bleiben. Du aber, Mann, setze Dich sofort hin und schreibe einmal einen liebenswürdigen Brief, obgleich es Dir schwer genug ankommen wird. Du kannst ja auch einfließen lassen, ob es ihr nicht angenehm wäre, eines unserer Kinder zu sich zu nehmen. Es muß doch recht einsam für sie auf dem Schlosse sein." —

Eines der Kinder ihrer Stiefmutter zu sich zu nehmen, welche sich gerade nicht durch Wohlerzogenheit auszeichneten, dazu konnte sich Margarethe allerdings nicht verstehen; sie erwiderte jedoch die Briefe ihrer Verwandten in der freundlichsten Weise und machte den Kindern, welche allmälig herangewachsen waren, prächtige Geschenke.

Im Uebrigen lebte sie still und zurückgezogen auf ihrer Villa. Ihre alten Studien suchte sie wieder hervor; den armen Fischern am Gestade des Sees war sie eine gütige Wohlthäterin, und allmälig wirkte die sie umgebende Ruhe in der herrlichen Natur so wohlthätig auf sie ein, daß Geist und Körper gesunden zu wollen schienen. Oftmals dachte sie wohl daran, ob sie es nicht versuchen sollte, das längst zerrissene Band der Jugendliebe wieder anzuknüpfen, aber eine innere Scheu, eine unbezwingliche Scham hielt sie zurück, wenn sie schon die Feder zu einem Briefe an den alten Freund angesetzt hatte.

Aber so ganz und gar wollte sie denselben doch nicht aus den Augen verlieren und so hatte sie den Rittmeister gebeten, ihr von Zeit zu Zeit Nachricht über seinen Freund zukommen zu lassen.

Ein Brief des Rittmeisters war es gewesen, welcher sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und sie bewogen hatte, nach Berlin zu reisen. Der Brief lautete:

„Meine gnädigste Frau!

Es ist lange Zeit her, daß ich Ihnen Nachricht gegeben. Jetzt zwingt mich ein Ereigniß dazu, welches mich tief betrübt hat und gewiß auch Ihnen sehr schmerzlich sein wird. Um es mit kurzen Worten zu sagen, unser gemeinsamer Freund steht im Begriff, sich einer leichfertigen Person wegen zu ruiniren. Gewiß ist es, daß sein Herz, seine tieferen Gefühle bei diesem Verhältnisse nicht betheiligt sind, aber in jener Stimmung einer verbitterten Weltanschauung und Lebensauffassung, von der ich Ihnen schon schrieb, ist es nur zu leicht, in die Schlingen einer schlauen und schönen Kokette zu fallen, noch dazu wenn eine schlechte, demoralisirende Gesellschaft seine fortwährende Umgebung bildet.

Ich habe vergeblich versucht, Eberhard von diesem Wege zurückzubringen, er hat mich jedesmal ausgelacht. Dies Lachen schnitt mir durch die Seele, so bitter höhnisch, so verachtungsvoll, so hoffnungslos klang es. Kommen Sie,

Frau Gräfin, Sie allein sind im Stande unsern Freund zu retten. Ich werde die Ehre haben, Sie hier zu sehen, und Ihnen Alles Nähere mittheilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr

Julius von N. N.

Rittmeister."

Gleich einem glühenden Schwerte senkten sich diese Worte marternd in die Seele Margarethens.

„Du hast ihn zu Grunde gerichtet!" so rief es wehklagend in ihr. „Deine Pflicht war es, als Du frei warst, an seine Seite zu eilen und ihn zu beschützen vor Irrthum und Schuld. Du — Dein Betragen ist es gewesen, das diese Bitterkeit, diese Hoffnungslosigkeit in seine Seele gelegt, durch welche er jetzt zu Grunde geht. Rasch, ehe es zu spät, eile jetzt wenigstens zu ihm!"

Die edle Frau nahm alle Schuld auf sich; sie dachte nicht daran, wie die Welt sie gequält, nicht daran, welches Opfer sie gebracht, nicht daran, daß sie stets nur sein Wohl, sein Bestes im Auge gehabt! „Mein ist die Schuld," sprach sie weinend, „meine Aufgabe ist es auch, ihn wieder glücklich und gut zu machen. O hätte ich doch alle Bedenken bei Seite gelassen! Wäre ich doch zu ihm geeilt, als ich frei war! Hätte er mich auch Anfangs zurückgestoßen, auf meinen Knieen hätte ich ihn um Vergebung gefleht, und sein edles Herz würde mir verziehen haben, er würde mich emporgehoben haben an sein Herz und Alles — Alles wäre gut geworden!

O über die elenden Bedenken, wenn man sich bewußt ist, eine gute That zu vollbringen! Wie viele Herzen haben solche Bedenken schon gebrochen, wie manches Lebensglück vernichtet!" —

Mit fiebernder Hast traf Margarethe dann die Vorbereitungen zur Reise. Auf eine lange Abwesenheit richtete sie sich ein. Ihre Dienerschaft entließ sie, bis auf die sie begleitende Kammerfrau und den alten Gärtner mit seiner Frau, welche die Villa zu beaufsichtigen hatten. An den Rittmeister telegraphirte sie und bat ihn, wenn es ihm irgend möglich, sie gleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt aufzusuchen. Dann reiste sie ab nach dem Norden — mit welch anderem Gefühl, als vor einigen Jahren! Die edle Aufgabe, eine verlorene Seele zu retten, beschäftigte jetzt ihre Seele — damals ging sie verzweiflungsvoll, um an der Seite eines ungeliebten und gleichgiltigen Gatten ein freudenloses Dasein zu führen.

Der brave Rittmeister hielt Wort — brannte ihm ein geheimer Vorwurf auf der Seele? — schon am Tage nach Margarethens Ankunft ließ er sich bei ihr melden. Aufgeregt ging ihm diese entgegen und — wußte Alles! Mit gesenktem Haupte, wie zu seinen elegischen Premierlieutenantszeiten, stand der Rittmeister vor ihr, die Augen zu Boden geschlagen, die Mütze in den Händen hin- und herwendend.

„Sprechen Sie, Herr Rittmeister!" rief Margarethe. „Um Gottes willen sprechen Sie! Spannen Sie mich nicht auf die Folter."

„Es ist zu spät, Frau Gräfin —“

„Zu spät? Ist er — todt? . . .“

„Das nicht! Er ist abgereist, Niemand weiß wohin.

Und jetzt erzählte der Rittmeister Alles, was er wußte von Eberhards Umgang in der letzten Zeit, von seiner Erbschaft, von seiner Pensionirung und von seiner Abreise mit einer Circusreiterin. Wie eine elegische Klage klang sein Bericht, und tiefer denn je neigte sich das würdige Haupt auf die Schulter.

Als er geendet, trat eine lange Pause ein.

Margarethe schritt hastig im Zimmer auf und ab; ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, ihre Hände zerrissen wie im Krampf das feine Spitzentaschentuch.

Plötzlich blieb sie vor dem Rittmeister stehen, der unter ihrem Blick zusammensank, wie der schuldbeladene Verbrecher vor dem gestrengen Auge seines unerbittlichen Richters.

„Was nützt nun,“ sprach sie mit tiefklingender Stimme, sich gewaltsam zur Ruhe und Fassung zwingend, „was nützt nun all unser Planen, all unser Sinnen und Denken, um das Glück, daß sogenannte Glück der Welt zu erringen. Eitle Träumerei ist Alles — nutzloses Schwatzen, denn die Wege des Geschicks bleiben dunkel und unerforschlich für unser Auge, und das menschliche Herz entzieht sich in seinen Gefühlen dem Urtheil der blöden Menge. Deshalb ist es aber auch Unrecht, ist es Sünde, eingreifen zu wollen mit schwerer

Hand in das Geschick eines Anderen! Der fremde Lebensweg entzieht sich unserm Blick und wer weiß, ob wir ihm nicht durch unser Thun eine Richtung geben, welche zu Gestrüpp und Dorn, zu öder Haide und dumpfigem Morast, zu finsterem Wald und unergründlichen Schluchten führt. Sie haben, Herr Rittmeister, unserm Lebensweg eine andere Richtung gegeben! Sie waren es, welcher sich unseren Plänen entgegenstellte — mit welchem Rechte? Mit dem Rechte des Menschen, welcher glaubt, daß alles Abweichen von gerader Landstraße des gewöhnlichen Lebens ein Unrecht sei und unter allen Umständen verhindert werden müsse. Jetzt sehen Sie, wohin Ihre Landstraße geführt."

„Frau Gräfin, ich wollte das Beste," flüsterte der arme Rittmeister wie vernichtet.

„Ach," rief Margarethe schmerzlich aus, „Gott schütze uns vor unsern Freunden, die nur das Beste wollen nicht im Hinblick auf unser Herz, auf unsere Neigungen, sondern mit Berücksichtigung ihrer eigenen, beschränkten Lebensanschauung, mit Berücksichtigung aller jener erbärmlichen, alltäglichen Ansichten, nach denen der gewöhnliche Philister sein Leben regelt! Sie, mein Herr Rittmeister, werden wohl die Lust verloren haben, sich weiter um das Schicksal unseres armen Freundes zu bekümmern, aber meine Lebensaufgabe ist es jetzt, ihn zurück zu führen zu Glück und neuer Hoffnung. Nicht eher will ich ruhen, bis ich ihn gefunden, und sollte

ich die ganze Welt durchwandern; ich werde ihn wiedersehen und in meinen Armen soll er Ruhe und Frieden wiederfinden. Leben Sie wohl!"

Der Rittmeister schlich davon, gleich einem Schulknaben, der eine derbe Lection von seinem Lehrer erhalten.

An anderen Tage befand sich Margarethe auf dem Wege nach London.

Letztes Capitel.

Jahre vergingen im wilden, stürmischen Leben für Eberhard. Ein toller Rausch der Freiheit hatte seine Sinne betäubt; er sah nicht rückwärts, nicht vorwärts, nur der Minute lebte er, und wollte einmal ein trüber Gedanke kommen, die rothen Lippen Leafys lachten denselben bald fort.

O diese rothen, lebenslustigen, lebensdurstigen Lippen! Sie lachten so glücklich, so ausgelassen, so froh und dann wieder so spöttisch! Man konnte diesem Lachen nicht widerstehen! Willenlos gab man sich dem Zauber desselben hin und vergaß Welt und Leben.

Keine tiefe Leidenschaft war es, welche Eberhards Herz gefesselt hielt, aber die lachenden Lippen, die leuchtenden Augen, die runden Arme hielten seine Sinne in süßer Betäubung, sie gaben seiner Seele Vergessen, nach dem sie so lange vergeblich gelechzt.

Ja, sie war schön, die blonde schlanke Engländerin! Ihre rothen vollen Lippen lachten so fröhlich und oft auch frech; ihre weißen Zähne blitzten wie die reinsten Perlen des Meeres-

grundes. Ihre goldblonden Locken fielen in wirren, schlangenhaften Ringeln nieder auf die stolzen, runden Schultern, auf den schwellenden Busen! Zur Bewunderung, riß sie jedes Herz hin, wenn sie mit dem bezaubernden Lächeln im kurzen schimmernden Röckchen auf feurigem Roß durch die Arena flog. Die Damen selbst mußten ihren Liebeszauber, ihre Anmuth anerkennen.

O wie fröhlich, wie übermüthig lachte sie beim schäumenden perlenden Champagner!

„Sie lacht so gesund, so fröhlich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen;
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen!"

Wohl selten gab es ein schöneres, aber auch selten ein leichtsinnigeres Weib. Die Erinnerung an jene wilden Stunden erstickten und betäubten in späterer Zeit die Seele Eberhards wie Blumenduft:

„Denk ich der Götter und Helden, die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner lilienweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

Dein schöner lilienweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden sich
Noch späterhin dran ergötzen."

Das war das Ende des Liedes! Doch in der ersten Zeit hatte ein Taumel seine Sinne erfaßt. Mit Entzücken folgte sein Auge der hohen Gestalt, wenn sie im Glanze

ihrer Jugend mit siegesgewissem Leuchten der großen blauen Augen dahin schritt, in enganliegendem, hochgeschürztem Kleide, so daß man den kräftig und schön geformten Fuß frei erblickte. Sie schritt dahin sicher, stolz, siegesgewiß jeden Mann anblickend und lächelnd, ironisch herabsehend auf die alltäglichen Weiber.

Ah, es ist etwas Erhabenes, etwas himmlisch Heiliges um ein reines Weib. In seinem Besitz geht uns der ganze Frieden, der ganze Himmel der Erde auf. Eine selige Ruhe überkommt unser ganzes Sein, unsere Seele, und giebt ihr Kraft zu den größten Werken. Ich meine nicht jene Selbstzufriedenheit, jenen Stolz des Philisters auf sein treues Eheweib. Die Liebe thut es, die hohe, Alles duldende Liebe zu dem Manne; die Liebe ist es, welche das Weib einer Heiligen gleich macht und den Mann unter die Götter versetzt.

Der frivole Genuß ist ein bleicher Schatten gegen das Bewußtsein, treu geliebt zu werden. Dieses Bewußtsein giebt uns Muth und Kraft, Alles zu ertragen, Alles zu wagen, giebt uns den edlen Stolz, das erhabene Lächeln, mit dem wir auf das kleinliche Leben der Welt herabschauen. Wird dieses Bewußtsein zerstört, wie so leicht verliert dann der Mann den inneren Halt, er kommt mit zertretenem, zerbrochenem Herzen, mit verlorenem Muth zurück, um dem Wahnsinn, der Reue, der Verzweiflung anheimzufallen.

Deshalb hütet euch, ihr Menschen, die Liebe zu zer-

stören, die wahre, echte Liebe zu verdammen, wenn sie auch Wege geht die euer schwacher engherziger Verstand nicht begreifen kann. Die Wege der Liebe sind dunkel, wie die Wege Gottes! — —

Ein trüber regnerischer Februartag lastete auf der Weltstadt Paris, auf der Stadt der leichtlebigen Freude, in deren Eingeweiden die Revolutionen entstehen, welche Freiheit, wilde stürmische Freiheit dem Menschengeschlechte bringen sollen.

Langsam aber stetig sickert der nebelartige feine Regen nieder. Ein Dunstkreis bildet sich um die eben angezündeten Gasflammen der Boulevards. Rasch eilen die Menschen an einander vorüber, eiliger als gewöhnlich scheint die fast nie unterbrochene Wagenreihe dahin zu rollen. Die elegante Welt füllt die Cafés und Restaurants, um die Zinktische der Weinschänken und Cabarets sammeln sich die kleinen Handwerker, die Arbeiter aus der Vorstadt, der brave Bourgeois eilt zur nächsten Brasserie. Die glänzenden Theater füllen sich mit einer lachenden, schwatzenden Menge, auf den Straßen und Gassen macht sich das Laster, das Elend breit.

Aus der großen Fluth der Menschenmenge der Boulevards trennt sich ein Mann und eilt mit raschen Schritten eine schmale Seitenstraße entlang, steigt bis zur vierten Etage eines Hauses empor, öffnet dort eine Zimmerthür, schaut sich suchend in dem Raume um und wirft sich in einen Sessel.

„Sie ist noch nicht da,“ seufzt er und versinkt in finsteres Brüten.

Das Gemach zeigt das gewöhnliche Aussehen eines Chambregarni. In einer Nische, versteckt durch geblumte Vorhänge, ein breites Bett, ein kleines Sopha, zwei Fauteuils mit verschossenen, oftmals ausgebesserten Ueberzügen, ein Kleiderschrank, ein kleiner runder Tisch, ein winziger Schreibtisch, einige alte Bilder: Napoleon I. Abschied nehmend von seinen Garden, Napoleon I. auf der Spitze der Alpen, Charlotte Corday auf dem Schaffot, die Hochzeit Napoleons III. mit Eugenie; das ist die Ausstattung des kleinen Zimmers.

Vollständige Nacht ist es im Zimmer geworden. Der einsame Mann denkt nicht daran, die kleine Lampe anzuzünden, das Feuer im Kamin anzufachen, er sitzt noch immer schweigend in dem Sessel, düster vor sich hinstarrend.

„Wenn sie mich verlassen hätte!“

Wie ein Seufzer klingt es durch's Gemach. Der einsame Mann steht auf, tritt an das Fenster und blickt auf die trübe nebelumhüllte Straße.

Ja, Eberhard von Ellern, sie hat dich verlassen! Deine Hilfsmittel, dein Geld ist erschöpft! Du selbst bist ein elender Krüppel, zu nichts mehr zu gebrauchen, seit du mit zerschmettertem Bein aus dem Circus gebracht wurdest, seitdem du von dem monatelangen Krankenlager aufgestanden! Du hast deinen Dienst gethan, und sie hat dich verlassen.

Siehst du nicht jenes elegante Coupé? Ahnst du nicht, daß sie hinter den discret verhüllten Fenstern sitzt und lächelnd den reichen Marquis anblickt, welcher ihr soeben einen blitzenden

Schmuck überreicht hat? Siehst du nicht, wie sie jetzt vor dem feinen Restaurant halten, wie die Kellner ehrfurchtvoll das Paar, von ihren Pelzen fast ganz verhüllt, in ein kleines, luxuriös ausgestattetes Cabinet führen und wie dann der Tisch sich biegt unter der Last der Speisen und Getränke? Hörst du nicht das Knallen der Champagnerpfropfen? Nicht das silberhelle Lachen der schönen Reiterin und nicht die leise gesprochenen Worte des Marquis: „Die Wohnung in Asnières, mein schönes Fräulein, steht zu Ihrer Verfügung."

O, du siehst das Alles, du hörst das Alles! Denn weshalb würdest du sonst so grell und höhnisch auflachen? Weshalb würdest du fortstürzen in die regnerische Nacht? Weshalb würdest du sonst im nächsten Cabaret hastig und gierig das betäubende Getränk hinuntergießen?

Du siehst, du hörst das Alles jeden Tag auf's Neue, und deshalb nimmst du jeden Tag auf's Neue deine Zuflucht zu dem verderblichen Gifte.

Oder siehst du auch noch andere Bilder in deiner verwilderten, verwüsteten Seele emporsteigen? Siehst du das Bild deiner Jugend — siehst du das Bild, das fromme, reine Bild deiner ersten Liebe? Ach du Armer! dies Bild ist dir ja nicht rein und fleckenlos geblieben, du glaubst ja, daß auch dieses Bild durch das Leben beschmutzt worden, daß auch dieses Bild heruntergestürzt sei von dem hohen Ehrenplatz, den es lange eingenommen in dem Tempel deiner Erinnerungen.

Armer Mann! du kannst es ja nicht wissen, wie rein, wie schön dies Bild geblieben ist! Du ahnst nicht, wie deine Jugendliebe eine heilige Büßerin geworden, welche die Sünden der Welt, die Sünden der Menschen trägt, wie sie eine Göttin geworden, welche sich opfert für die Menschheit, für die Liebe!

Du kannst nicht wissen, wie sie dich gesucht hat seit Jahren! Wie sie sich gesehnt hat, dein wirres Haupt an ihrer Brust zu betten, mit dem sanften Kuß ihrer reinen Lippen jede Schuld von deiner düstern Stirn zu küssen und mit ihren leisen Worten den wilden Trotz, den ungebändigten Dämon in deiner Seele in den Schlaf zu singen.

Du kannst das Alles nicht wissen, und deshalb — deshalb, du Unglückseliger, greifst du stets auf's Neue zum Glase und schlürfst das Gift mit gierigen Lippen ein.

Ach und dieses Gift, der Absynth, es richtet furchtbare Verheerungen an! Gelblichbleich wird das aufgedunsene Gesicht, trübe die Augen, schlaff die Wangen und Lippen, schwankend der Gang, unsicher und zitternd die Hände. —

Jahre waren vergangen, seit Eberhard mit dem Parforcereiter und der schönen Leasy aus Berlin verschwunden. In London hatten sie sich nur kurze Zeit aufgehalten, sie waren nach New-York weiter gefahren, hier hatten sie einen eigenen Circus errichtet und hatten mit diesem die neue Welt durchkreuzt. Eberhard und auch der Parforce-Reiter hatten andere Namen angenommen, und so war es gekommen,

daß alle Nachforschungen der armen Margarethe vergeblich gewesen waren.

Welche entsetzliche Zeit hatte diese durchlebt! Jeden neu auftauchenden Circus auf dem Continent hatte sie besucht in der Hoffnung, den Verlorenen dort zu finden oder wenigstens Nachricht von ihm einziehen zu können. In London hatte sie die genauesten Nachforschungen gehalten, war nach Amerika gereist, hatte dort die größeren Städte durchsucht, — vergeblich, Alles vergeblich! Und so war sie endlich enttäuscht, ermattet bis zum Tode in Paris eingetroffen, um denselben Zeitpunkt ungefähr, wo Eberhard und Leafy — der Parforce-Reiter hatte sich schon lange von dem Paar getrennt — entblößt von allen Mitteln, auch nach der Hauptstadt Frankreichs kamen, um dort ein Engagement anzutreten.

Nur kurze Zeit währte dies Engagement für Eberhard. Bei der Darstellung eines Indianerkampfes stürzte sein Pferd, die Rosse der übrigen Mitreitenden gingen über ihn fort; mit zerschmettertem Bein, mit zahlreichen Wunden bedeckt ward er aus dem Circus getragen, er wurde unfähig, den Beruf eines Kunstreiters noch weiter auszuüben.

Und Leafy? Spöttisch zuckte ihre Lippe, blickte sie auf den armen Krüppel ihr zur Seite. Ein reicher Marquis schenkte ihr seine Aufmerksamkeit, und eines Tages hatte die schöne Leafy Eberhard verlassen. Wer wollte es ihr auch verdenken? Für einen Krüppel tauschte sie einen kräftig schönen Marquis ein, mit blitzenden schwarzen Augen, glänzend

schwarzem Haar und Bart und einem Antlitz wie aus gelblichem Mamor gemeißelt. Gegen das armselige Stübchen im vierten Stock eine prächtige Villa in Asnières mit zahlreicher Dienerschaft und herrlicher Equipage!

Eberhard war allein! Er nahm seinen wahren Namen wieder an. Dies war um so mehr nöthig, als er jetzt auf seine kleine Pension als sein einziges Existenzmittel angewiesen war. Er hatte dieselbe in den Jahren seiner Abwesenheit vom Festlande niemals bezogen; jetzt begab er sich zur deutschen Botschaft, legitimirte sich dort und bat, ihm diese Pension auszuzahlen.

Der Botschafter nahm sich der Angelegenheit an und so wurde Eberhard in den Stand gesetzt, seine Pension regelmäßig zu erheben.

Bei demselben Botschafter hatte sich jedoch auch Margarethe gemeldet und Nachfrage nach Eberhard gehalten. Der Beamte fühlte sich jetzt verpflichtet, der Dame Nachricht von dem Aufenthaltsort Eberhards zu geben. —

Ein Wintertag! Sanft, aber stetig rieseln die Schneeflocken vom wolkenverhüllten Himmel und bedecken die große Weltstadt mit einem weißen, reinen Teppich. Die Paläste der Reichen bedecken sie, in denen Glanz und Luxus herrscht, in denen fröhlich Gelächter und helles Gläserklirren erklingt, in denen aber auch so manches Herz verblutet in heißer Sehnsucht nach Glück und Liebe, in denen auch so manches Herz schlecht wird, verderbt durch des Reichthums Lockungen.

Die Hütten der Armen bedecken die weißen Flocken, die Hütten des Elends, die Hütten des Lasters, das Haus des friedlichen Bürgers, der mit seiner biedern Gattin behaglich am glimmenden Kohlenfeuer sitzt, die glänzenden Boulevards, die Wege des Gehölzes, in denen sich sonst Amazonen und kühne Reiter tummeln; und die Gassen und finstern Winkel, in denen sich die Armuth, dies hohläugige Gespenst, dieser verderbenbringende Vampyr der Menschheit verbirgt.

Durch den immer dichter fallenden Schnee wankt mit taumelnden Schritten ein Mann die Straßen entlang. Mühsam schleppt er sich fort, er hinkt; aber nicht allein das kurze Bein bewirkt diesen taumelnden Gang — seine Lippen lallen unverständliche Worte, seine Hände fechten in der Luft umher, sein Oberkörper, sein Kopf schwankt von einer Seite zur andern, der Mann ist betrunken.

Jetzt hat er die Thür seines Hauses erreicht; mit ärgerlichen Schimpfworten tappt er die düstern Treppen hinauf bis zur vierten Etage; an der Wand der Corridors entlang schwankt er bis zu seiner Thür, er versucht sie mit seinem Schlüssel zu öffnen, der Schlüssel will sich nicht drehen, ärgerlich fluchend faßt er die Thürklinke, die Thür giebt dem Drucke nach, er steht in seinem Zimmer.

Doch wie ist ihm denn? Wie betäubt steht er da! Ist das auch wirklich sein Zimmer? Da ist sein Bett, der Schrank, das kleine Sopha, der kleine runde Tisch, die

verschossenen Fauteuils — es ist sein Zimmer, aber welcher Zauber hat hier gewaltet?

Das zerwühlte Bett ist sauber bereitet, das ganze Gemach in größter Ordnung; im Kamin flackert ein lustiges Kohlenfeuer, und dort, dort am Tisch, die Hand auf die schwarze Marmorplatte gestützt, steht die gütige Fee, eine schlanke schwarze Frauengestalt mit geisterblassem Antlitz, aber leuchtenden, mild lächelnden Augen, mit blondem Haar und zitternden Lippen.

„Eberhard!“ ruft die Stimme der Fee so bittend, so mild, so gütig.

O mein Gott, mein Gott! Es ist ein Traum, eine Erscheinung aus jener Welt! Stöhnend schlägt der Unglückliche die Hände vor das Antlitz. Seine Gestalt fällt in sich zusammen, als wollte sie zu Boden sinken.

„Eberhard,“ wiederholt die Fee, „weshalb bist Du vor mir geflohen? Weshalb bist Du nicht zu mir gekommen? Ich habe Dich gesucht lange, lange Jahre hindurch.“

Die schwarze Frau tritt auf den hingesunkenen Mann zu und legt ihm die Hand auf die Schulter.

Er zuckt zusammen wie unter einem elektrischem Schlage; dann sinken die Hände von dem Antlitz, mit irren, wahnsinnigen Augen stiert er die Frau an.

„Was willst Du von mir?“ keucht er mit rauher Stimme. „Bist Du nicht gestorben? Hast Du Dich nicht

in das Wasser gestürzt? O, kehren die Todten zurück? Kehren die Todten zurück?"

„Eberhard!" fleht leise die Frau, und heftig auffahrend spricht jener weiter:

„Nein nein, ich weiß, Du bist nicht gestorben! Du wolltest nur todt sein für mich, um ein neues Leben des Reichthums, des Glanzes und — der Schande zu beginnen! O Weib, Du wußtest nicht, daß Du meine Seele gemordet! daß Du mich elend gemacht, daß Du mich zu Dem gemacht, der ich jetzt bin! O Margarethe, Margarethe, weshalb hast Du mir das gethan?"

Laut aufschluchzend fällt er vor ihr auf die Kniee und verbirgt sein Antlitz in die Falten ihres Gewandes. Sie beugt sich über ihn und legt die zitternde blasse Hand auf sein Haupt.

„Man hat Dich belogen, Eberhard," spricht sie leise, während die Thränen fast ihre Stimme ersticken. „Ich habe kein Leben der Schande geführt, ich habe Dich nicht verrathen um Pracht und Reichthum, o nein! Ich wollte Dich ja nur glücklich, sorgenfrei machen; deshalb stürzte ich mich in das Wasser, aus dem ein unglücklicher Zufall mich gerettet. Komm, mein Eberhard, ich erzähle Dir Alles. Du brauchst nicht an Deinem Gretchen zu zweifeln."

Sie hebt den gebrochenen Mann vom Boden auf, sie führt den Wankenden zum Sopha, setzt sich neben ihn, ergreift seine unruhigen Hände, sieht ihm bittend und mitleidig

in die wirren Augen und erzählt mit leiser sanfter Stimme ihre Lebens- und Leidensgeschichte.

Wie im Traum sitzt Eberhard da! Er hört wie aus weiter Ferne den sanften Tonfall der lieblichen Stimme, er sieht wie durch einen leuchtenden Nebel die schlanke Gestalt, das liebliche blasse Antlitz; ihm ist es, als sei er wieder Kind, als sitze er neben der Mutter, als erzähle ihm die Mutter ein zauberhaftes Märchen.

Ob er den Sinn der Worte versteht, welche Margarethe spricht?

Er denkt nicht an die Bedeutung der Worte, er lauscht nur dem Klange der Stimme; seine elende Seele trinkt den Wohllaut dieser sanften Stimme, saugt mit hastiger Gier die edle Liebe ein, welche ein reines Frauenherz ihm offenbart.

Sie hat aufgehört zu sprechen. Er ist vor ihr auf's Knie gesunken, hat seinen Kopf, der so wüst und wirr ist, in ihren Schooß gebettet, jetzt erhebt er sein Antlitz, starrt sie mit angstvollem Blick an und spricht:

„Und jetzt, jetzt willst Du mich wieder verlassen?"

Habt ihr ein sterbendes Kind im Arme gehalten, welches in krampfhafter Athemnoth sich an euch klammerte, euch mit verzweiflungsvollen, wilden, angstvollen Blicken anstarrt und keuchend ruft: „Vater, Vater, laß mich nicht sterben!"

Wenn ihr es habt, so werdet ihr den Augenblick nie vergessen! Ihr werdet nicht vergessen die Angst in dem Auge des geliebten Wesens, nicht die namenlose Qual in dem

Blick des brechenden Auges; — und so, so blickte jetzt das Auge des trunkenen Mannes zu dem blassen, reinen, edlen Weibe auf.

Und Margarethe hält sich nicht länger mehr. Laut aufschluchzend schlingt sie die Arme um den Nacken Eberhards; sie kann nicht sprechen, sie kann nur weinen. Seit langer, langer Zeit hat sie nicht so geweint.

All das Leid, all des Elends ihres Lebens, all das Unrecht, das ihr gethan, all die Schuld, welche sie selbst auf sich geladen, Alles, Alles strömt aus in diesen Thränen!

Und still kniet Eberhard vor ihr, hält sie umschlungen und lauscht dem Schluchzen, dem Weinen der Geliebten, wie er eben den Worten gelauscht. Seine Augen sind starr und leblos, sie können nicht mehr weinen; Alles ist todt in ihm, nur der eine Gedanke bewegt ihn: „Und jetzt wird sie dich wieder verlassen!"

Die Thränen versiegten und die sanfte Stimme hebt wieder an:

„Nein, Eberhard, ich verlasse Dich nicht mehr. Ich bleibe bei Dir, ich will Dich pflegen, ich will Dir dienen, ich will Dich die letzte schreckliche Zeit vergessen lehren. Fern von hier am blauen See, im lieblichen Italien steht mein Haus. Dort, in der heiligen Stille der Natur, gepflegt, bedient nur von mir, dort sollst Du genesen von all dem Elend Deines Lebens. An die letzten Jahre sollst Du zurückdenken

wie an einen wüsten Traum; ein neues, herrliches Leben soll Dir erblühen bei mir. Eberhard, man hat schwer, schwer an uns gesündigt! Wir bekümmern uns nicht mehr um die Welt, um die Menschen, für uns leben wir nur allein.

„Und jetzt komm, mein Eberhard, Du bist müde, Du mußt zur Ruhe gehen! Laß mich Dich zu Deinem Bette geleiten, morgen besprechen wir Alles. O glaube nur, es wird doch noch Alles gut werden!"

Sie hebt ihn empor und geleitet ihn zum Lager.

Wie ein Kind läßt er sich führen. Ob er ihre Worte verstanden? Seine Lippen murmeln unverständliche Laute.

Sanft bettet sie ihn auf die Kissen, umhüllt ihn mit weicher Decke und beugt sich liebevoll, wie eine Mutter über ihr krankes Kind, über ihn. Er ergreift ihre Hand. „Verlaß mich nicht!" bitten seine Lippen. „Verlaß mich nicht!"

„Ich bleibe bei Dir," flüstert sie. „Schlafe unbesorgt."

Sie setzt sich in einen Sessel neben das Bett und behält seine Hand in ihren bleichen, warmen, weichen Händen. So schläft er ein.

Langsam erhebt sie sich und schürt das Feuer im Kamin zu heller Gluth an, schüttet Kohlen auf und setzt sich dann in das Sopha. Das Haupt stützt sie in die Hand, ihr Auge ruht auf dem Schlafenden.

Ein trauriger Anblick war es wohl, ein Bild des Elends, aber ihr muthiges Herz voll wahrer Liebe verzagt nicht am Rettungswerk. Wiedergefunden hat sie den Geliebten ihrer

Jugend und retten will sie ihn, jetzt noch, in der letzten Stunde, vom Untergange.

Soll sie jetzt fortgehen und morgen wiederkommen? Nein! Wie leicht könnte wiederum ein tückisches Geschick sie trennen! Sie bleibt bei ihm, sie verläßt ihn nicht wieder.

Sie ist ermattet, erschöpft; sie legt ihr Haupt zurück auf den Rand des Sophas; vor ihren Augen wallt auf und ab ein dichter Nebel, ihre Gedanken verwirren sich, sie entschläft. Fest und ruhig schläft sie, wie nur Kinder schlafen, die reinen Herzens sind. —

Schlafe, engelgleiches Weib, das die Menschen verdammt haben, das die Menschen verfolgt haben mit Haß, Spott und Hohn, das die Menschen hochmüthig verachtet haben. Aber auch der Messias ward verachtet von den Menschen, auch er ward verfolgt mit Haß, Spott und Hohn, auch er ward verdammt und an's Kreuz geschlagen! Und doch ist seine Lehre die süßeste, welche das Menschenherz kennt; und so schlafe auch du, engelgleiches Weib, denn wofür du gelitten, wofür du geduldet, es ist das süßeste Gefühl des Menschenherzens, und wenn die Lehre unseres Herrn und Heilands in Wahrheit und unverfälscht die Herzen der Menschen beherrscht, dann wird man auch dich, du engelgleiches Weib, nicht mehr verdammen, nicht mehr verfolgen mit Spott und Hohn und nicht mehr verachten. Drum schlafe, träume, wie ein Kind, denn du bist reinen Herzens.

Welch ein Dämon richtet sich dort vom Lager empor?

Der Mann mit den stieren blutunterlaufenen Augen ist es, mit den bläulichen zuckenden Lippen, mit den fahlen gelblichen Wangen, mit den zitternden Händen, wie abwehrend vorwärts gestreckt! Ist das der Geliebte jenes schlafenden reinen Weibes? Seht, wie scheu er sich umschaut im Gemach, wie er näher schleicht zu der Schlafenden, wie er sie anstarrt mit dem Blicke des Wahnsinns.

„Und jetzt will sie mich wieder verlassen!" flüstern seine Lippen. „Nein, nein, Margarethe. Ich lasse Dich nicht mehr fort! Du mußt bei mir bleiben! — Aber wenn der Graf, Dein Gatte, kommt? Wenn er Dich heimholt auf sein Schloß? Was kann ich, ich Unglückseliger machen? O, Du bist noch schön, Margarethe. Der Graf wird Dich nicht frei lassen! Er muß Dich ja lieben, Du bist ja so schön!"

Ellern kauert sich der Schlafenden zu Füßen. Seine Augen irren im Gemach umher, als suchten sie einen Gegenstand!

„Wir müssen sterben, Margarethe, zusammen sterben Es giebt keine andere Rettung."

Wieder schweifen die Augen im halben Wahnsinn umher und bleiben auf dem flackernden Kohlenfeuer haften.

„Du schläfst so süß!" fährt er fort." Ich will Dich nicht wecken, Du sollst nicht wissen, daß ich Dich tödten will, Dich und mich! Dich und mich!"

Der Entsetzliche erhebt sich und wankt auf den Kamin zu. Mit zitternder Hand faßt er den Griff des Ventils,

welches das Abzugsrohr des Kamins verschließt; er dreht den Griff, eine Wolke erstickenden Dampfes dringt in das Zimmer.

Er hustet leise; dann lacht er wahnsinnig auf, wankt zu der Schlafenden zurück und kauert sich ihr wiederum zu Füßen.

Im Schlafe lächelt sie und flüstert: „Ich bleibe bei Dir, Eberhard! Ich bleibe bei Dir!" Er aber verbirgt ein Antlitz in den Falten ihres schwarzen Gewandes und bleibt regungslos sitzen. — —

Ein weißlicher Dunst verhüllt mehr und mehr das Zimmer und legt sich um die beiden Schlafenden wie die weiten Falten eines Mantels, getränkt mit tödtlichem Gift. —

Nach einigen Tagen brachte der wohlunterrichtete Figaro, das Weltklatschblatt, folgende Nachricht:

„In der Nacht von Donnerstag auf Freitag haben sich in einem Zimmer des Hauses Nr. 55 der Straße N. N. ein Herr und eine Dame mittelst Kohlendunst getödtet. Man fand die beiden Liebenden in enger Umarmung auf dem Sopha; augenscheinlich liegt ein absichtlicher Selbstmord vor. — Eine romantische Vorgeschichte hat dieses tragische Ereigniß. Der Herr war Kunstreiter, seine Geliebte die Gattin eines deutschen Grafen, welche dieses Liebesverhältnisses wegen von ihrem Gemahl geschieden ward. Ihr Geliebter, welcher dieses Verhältniß zu lösen suchte, entfloh ihr, doch

sie reiste dem Manne durch die ganze Welt nach, verfolgte ihn überall, bis sie ihn hier in Paris wiedertraf.

Ist dieser Mord und Selbstmord vielleicht eine That der Verzweiflung des Mannes, um sich von der unbequemen Geliebten zu befreien? Wer giebt Antwort? Wer kennt das menschliche Herz?"

So weit das „wohlunterrichtete" Blatt, das sich nicht scheut, selbst über Todte den Schmutz der Verleumdung und der Klatschsucht auszuschütten. —

Habe ich noch nöthig, dem geduldigen Leser auch über das Schicksal der anderen in dieser Geschichte auftretenden Personen Rechenschaft abzulegen?

Ja, ich sehe wohl, Ihr seid neugierig zu erfahren, was aus dem würdigen Herrn Gerichtsschreiber und der sanftmüthigen Frau Adelheid geworden! Nun, so folgt mir zu der Villa am Lago Maggiore, in der die arme Margarethe einsame, schmerzensreiche Tage verlebte. Auf der Terrasse seht Ihr den würdigen Herrn Gerichtsschreiber a. D. auf und ab schreiten, die lange Pfeife, dies Zeichen des deutschen Philisterthums, zwischen den Zähnen; noch rundlicher ist der Mann geworden, aber scheue Blicke, wie ein geprügelter Jagdhund, wirft er in das Haus, aus dem die keifende Stimme der Frau Adelheid ununterbrochen hervorschallt. Ja, erstaunt nur, der Herr Gerichtsschreiber, der Erbe seiner

Tochter, ist ein freier Mann geworden, höchstens beugt er sich unter die sanfte Hand seiner Frau Gemahlin.

Doch ich merke, Ihr seid noch nicht zufrieden! Nun, so will ich denn Alles sagen, was ich weiß von den Mitspielern der Tragicomödie.

Der Major mit dem berühmten Namen ist Pascha in türkischen Diensten; der rothnäsige Adjutant ist Vater von vielen Kindern, und seine Frau hat den jungen Ingenieur, der in den Wäldern Amerikas verschollen ist, schon lange vergessen.

Unser theurer Freund aber, der Rittmeister Julius, ist wieder in seine alte Melancholie zurückgefallen. Wiederum neigt sich das würdige Haupt elegisch auf die Schulter, wiederum ertönen seine Klagen über die Erbärmlichkeit des Menschenlebens.

Nun glaubt Ihr wohl, daß ihm das Geschick Eberhards und Margarethens so nahe gegangen sei?

Weit gefehlt! Mit Vorliebe erzählt er jetzt diese interessante Episode seines Daseins, nicht ohne sich selbst und seine aufopfernde Thätigkeit in ein helles Licht zu setzen. Nein, seine Melancholie hat einen weit tieferen Grund, einen Grund von weit größerer Realität! Wie er im Anfang unserer Geschichte auf den Rittmeisterstern wartete, so wartet er jetzt auf die Majorsepauletten, und

jeder vernünftige Mensch im großen deutschen Reiche wird mir zugeben, daß diese Sehnsucht nach den Majorsepauletten eine tiefe Schwermuth über das ganze Sein eines Menschen ausgießen muß.

Möchten ihm bald diese Epauletten zu Theil werden, auf daß mit ihnen die harmlose Heiterkeit seiner Jugend zurückkehre!
